

# Die Gartenlaube



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

## Erudens Heirath.

Von W. Heimburg.

Nachdruck verboten.

Wahrhaftig, Franz, an Deiner Stelle wüßte ich nicht, ob ich lachen oder weinen sollte! Eine Erbschaft ist mir immer als das Ziel meiner Wünsche erschienen, aber wie mit jedem Dinge im menschlichen Leben — Alles mit Unterschied. Franz, wirklich, Du thust mir leid! Da hast Du nun etwas Ererbtes am Hals, an das Du nie gedacht, ein sogenanntes Gut, ein paar hundert Morgen Ackerchen und Wiesen, etwas Wald, einen verwilderten Garten, ein vernachlässigtes Wohnhaus, als Inventar vier gallige spaltlahme Andalusier, sechs spindelbürrige Kühe, und eine Tante als Hauptsache, die das Gallige und Spindelbürrige in ihrer angenehmen Persönlichkeit zu vereinigen scheint. Menschenkind, so ringe doch wenigstens die Hände oder schimpfe, oder thue irgend etwas dergleichen, aber stehe nicht so einher, wie die stummste Verzweiflung selbst!

Amtsrichter Weishaupt richtete diese Worte im förmlichen Zorn an seinen gegenüber sitzenden Freund, den Assessor Linden. Vor ihnen auf dem Tische stand eine Rheinweinflasche nebst Gläsern, und auf dieser bereits geleerten Flasche haften die Augen des Angeredeten mit nachdenklichem Ausdruck, als könne er von der Etikette eine Antwort ablesen.

Es war ein großes Zimmer, in dem sich die Beiden befanden, eine Art Gartenlaube, unendlich altmodisch und einfach ausgestattet mit zwei birkenen Eckstrahlen, wie sie zu Großmutterzeiten die jetzigen vornehmen Kredenzstücke vertreteten und anstatt kostbarer

Majoliken die vergoldeten buntbemalten Porcellantassen hinter ihren Glasscheiben sehen ließen; mit einem großen Sofa, dessen schwarzer Roßhaarbezug gar keinen Gedanken an ein behaglich-molliges Ruhestündchen aufkommen ließ; mit sechs rührend einfach konstruirten Rohrstützen, die um den großen Tisch standen, und endlich mit mehr als zweifelhaften Familienportraits, unter denen besonders das Pastellbildniß einer blondgelockten jugendlichen Schönheit auffiel, deren unendlich kleiner Mund wie verlegen lächelte, als wollte sie sagen: „glaubt mir nur, ganz so dumm habe ich in Wirklichkeit nicht ausgesehen!“ Und über all dieses verbreiteten orangegelbe Fenstervorhänge ein eigenthümlich unangenehmes Licht.

Die Thür des Zimmers stand geöffnet und, wie entschädigend für alle Geschmacklosigkeiten, bot sich dem Auge eine wunderliebliche Aussicht. Hohe bewaldete Bergklippen mit üppigem Laubwald bedeckt, dessen ernstes Grün der Herbst schon in leuchtende Farben verwandelt hatte, bildeten den Hintergrund; in nächster Nähe der Garten, malerisch genug in seiner Verwirrung; und hinter den Bäumen hervorsimmernd die rothen Ziegeldächer des Dorfes. Und das Ganze verhüllt von dem feinen Hauch eines Oktobermorgens, dessen die Sonne noch nicht Herr werden konnte. Mit der herben, reinen Luft aber wehte amuthend der taktmäßige Schall der Dreschfelgel herüber, die auf der Tenne des Gutes geschwungen wurden.



Steldisein. Nach dem Gemälde von H. Lengo. Photographie im Verlag von E. Schöfänger in Stuttgart.



Von der Weinflasche war das dunkle Auge des jungen Mannes hinausgeschweift; er sprang plötzlich empor und trat in die Thür.

„Und trotz alledem, Richard, es ist ein reizendes Fleckchen Erde,“ sagte er warm, „ich habe für Norddeutschland immer große Sympathien gehabt. Glaube nur, der Faust liebt sich hier noch einmal so gut, wo der Brocken dort herüber schaut. Ich bitte Dich, trächze nicht mehr wie ein Unglücksrabe! Ich werde Frankfurt nie vergessen, aber auch nicht allzuehr vermissen — hoffe ich.“

„Na, Gott bewahre!“ scherzte der Kleine, noch immer mit dem leeren Weinglase spielend, „Du willst mir doch nicht weismachen —“

Aber Linden unterbrach ihn: „Ich will Dir gar nichts weismachen, ich will versuchen ein Landwirth zu werden, und ich will dies nicht nur, weil ich muß, Richard, mir ist wirklich in dem alten Neste ganz behaglich; ergo höre auf, mein Alterchen!“

„Na, Glück zu!“ erwiderte der Andere, neben den Freund tretend und fast zärtlich in das hübsche Männergesicht schauend. „Ich habe ja im Allgemeinen nichts einzuwenden gegen dieses Gütsbesitzerspiel, wenn ich nur wüßte wie und wo — Siehst Du, Franz, wäre ich nicht solch ein armer Schlucker, ich sagte Dir sofort: hier, mein Junge, hast Du ein Kapital von so und so viel; nun fange einmal an, das veraltete lotterige Ding in Zug zu bringen. So, wie es jetzt ist, kann's nicht bleiben. Aber — na, Du weißt,“ schloß er mit einem Seufzer.

Franz Linden hatte abermals keine Antwort, aber er pfliff leise eine lustige Melodie, wie er immer that, wenn er unangenehme Gedanken verjagen wollte.

„Na, pfeife nur.“ murmelte der Kleine, „es wird die einzige Musik sein, die Du hier zu hören bekommst, oder etwa noch eine knarrende Stubenhür, oder das Concert einer höchst respectablen Käufersfamilie, die sich in Deinem Zimmer angesiedelt hat. Br — Franz! Jetzt denke Dir dieses einsame Nest im Winter — auf den Bergen Schnee, auf der Straße Schnee, im Garten Schnee und in der Luft weißes Gewimmel; — Herr Gott, was willst Du die langen Abende hindurch machen, an denen wir sonst im Tannus auf der Bodenheimer Gasse saßen, oder im Theater? Wer soll hier Stat mit Dir spielen? Für wen willst Du Deine vielbewunderten Gedichte machen? In der Dorfchenke werden sie sicher nicht verstanden. Ach, wenn ich Dich so ansehe, Du hier allein, verlaunend, und Sorgen dazu!“

Er seufzte.

„Ich will Dir etwas sagen, Franz, Scherz in die Ecke,“ fuhr er fort, „Du wirst heirathen müssen! Und da gebe ich Dir den Rath, thue bei dieser Angelegenheit Deinen Idealen ein wenig Zwang an; sieh einmal ab von esengleichem Wuchs, sinnigen Augen und holdster Weiblichkeit — zu Gunsten eines anderen Vorzuges, der durch nichts zu ersetzen ist in unserem prosaischen Leben; bringe mir kein armes Mädchen, Franz, und wäre sie die Perle aller Welttheile. In Deiner Lage würde es einfach Thorheit sein, eine Sünde an Dir, ihr und allen Deinen Nachkommen. Es schadet rein gar nichts, wenn Deine hübschen Reime nicht auf sie passen, Du wirst auch die Schönste nicht ewig andichten. Ja, lache nur!“

Er stiebte die Asche seiner Cigarre ab. „In Frankfurt — hättest Du ernstlich gewollt — war was zu machen. Aber Du hast Dich von den kosetten Augen der kleinen Thea völlig blenden lassen. Wie oft habe ich mich damals geärgert! Wenn der Mensch über die Fünfundsanzig hinaus ist, sollte er wahrhaftig vernünftiger werden!“

Franz Linden schwieg beharrlich, und der Kleine wußte sofort, daß er, wie er sich auszudrücken pflegte, in den Fettpfopf getreten hatte bei ihm.

„Na, Franz, laß gut sein,“ scherzte er, „hier giebt's vielleicht auch reiche Mädchen.“

„Ei gewiß, mein Herr, ei gewiß,“ sang es hinter ihnen, „reiche Mädchen und hübsche Mädchen; uniere alte Stadt ist von jeder dafür berühmt gewesen.“

Beide Herren wandten sich nach dem Sprecher um; der Amtsrichter nur um mit einem ärgerlichen Achselzucken sofort

wieder in die Gegend hinaus zu schauen, Franz Linden um ihn höflich zu begrüßen.

„Ich bringe die gewünschten Notizen,“ fuhr der Eingetretene fort, ein kleiner Mann in den fünfziger Jahren mit einem unglaublich schmalen spitzen Gesichte, auf dem ein süßliches Lächeln spielte, bevoit in jeder Miene, jeder Bewegung.

„Ich danke sehr, Herr Wolff,“ sagte Franz Linden und nahm die Papiere.

„Wenn ich sonst noch dienen kann — Fräulein Kojalie wird bezeugen, daß ich dem verstorbenen Herrn Onkel stets ein dienlicher williger Freund gewesen.“

„Ich bin völlig fremd hier,“ erwiderte der junge Hansherr, „es kann wohl sein, daß ich Ihrer Hilfe bedarf.“

„Größte Ehre, Herr Linden! Ja, und wie gesagt, sollten Sie in der Stadt Bekanntschaften suchen — da sind die Lubmann, die Schents, die Meiers und Hellborns, und vor allem die Baumhagens; reiche und angenehme Häuser, Herr Linden — werden mit offenen Armen aufgenommen, ist immer Mangel an lebenswürdigen Kavaliere in der kleinen Stadt. Die Herren von der Kavallerie — Sie wissen schon — ein wenig oben hinaus, wollen sich lediglich amüsiren; — bin gern erbödig, falls Sie —“

Der Amtsrichter unterbrach ihn mit einem gewaltigen Räufeln. „Franz,“ sagte er trocken, „was ist das für ein Thurm dort drüben auf dem Berge? Du hast ja gestern die Generalstabkarte studirt.“

„Die Hubertushöhe,“ erwiderte der junge Mann, zu ihm tretend.

„Gehört dem Freiherrn von Lobersberg,“ mischte sich Herr Wolff ein.

„Interessirt mich gar nicht,“ murmelte der Amtsrichter und stizte, in Ermangelung eines Fernrohres, den Thurm durch die hohle Hand.

„Ich habe die Ehre mich zu empfehlen,“ schnarrte Wolff, „muß noch hinüber nach Lobersberg.“

Der Amtsrichter nickte kurz; Linden begleitete den Agenten bis zur Thür und kam dann langsam zurück.

„Nun erkläre mir, bitte,“ fuhr der Freund auf ihn los, „wie kommt Du zu diesem Menschen — was sage ich — zu dieser Matthe, die sich so unaufgefordert in Deine Angelegenheiten drängt?“

Die dunklen Augen Franz Linden's sahen wie erhaunt in das ärgerliche Antlitz des Amtsrichters.

„Se nun, Richard, er ist des verstorbenen Onkels rechte Hand gewesen, so zu sagen, sein Faktotum, und schließlich — er darf wohl ein Wörtchen mit reden, da er leider Gottes eine große Hypothek auf Niendorf stehen hat.“

„Das berechtigt ihn noch nicht zu dem aufdringlichen Gebahren, welches der Mann Dir gegenüber entfaltet,“ sagte der Kleine.

„I, Kreisrichterchen,“ entschuldigte der junge Mann, „er hält mich für einen Neuling, für einen Ignoranten in dem heiligen Getriebe einer Landwirtschaft. Du —“

„Und ich halte ihn für einen dunklen Ehrenmann! Und wenn wir uns wieder einmal sprechen, Goldsohn, wirst Du mir sagen: Richard, weiß Gott, Du hattest Recht mit diesem Menschen, der Kerl ist ein Spitzbube!“

„Weißt Du,“ erklärte Franz Linden, zwischen Scherz und Ernst schwankend, „ich wollt', ich hätte Dich ruhig in Deiner Wohnung am Goethe-Platz gelassen. Du bist im Stande, mir mit Deinen morösen Ansichten Alles, Alles hier zu verwickeln. Komme, wir wollen einen Gang machen durch den Garten, dann wird es leider Zeit sein, daß Du zur Bahn mußt, wenn Du allerwegen noch den Kurierzug erreichen willst.“

Er nahm des brummenden Freundes Arm und zog ihn mit sich, hinunter in die verschlungenen Wege, auf denen schon das welke Laub der Bäume lag.

„Ich bin überzeugt, der Kerl hat ein Heirathsbureau,“ murmelte ingrimmig der Amtsrichter.

Als sie um die Ecke eines verwilderten Boskett's gingen, sahen sie jenseit des kleinen ganz mit Wasserlinsen bedeckten Teiches eine alte Frau langsam dahin schreiten.



„Ich bitte Dich um Gotteswillen,“ begann der Kleine wieder, „sieh Dir diese Gestalt an, diese Haube mit der ungeheuren Zaumerschleife, dieses wunderliche Kleid mit einer Taille, die unter den Armen sitzt; und wie maleiisch trägt sie den schwarzen Shawl; weiß der Himmel, sie hat einen roten Parapluie! Goldsohn, den benutzt sie vermutlich, um am ersten Mai auf Urlaub zu gehen, respektive zu reiten; br — und das ist Deine einzige Gesellschaft!“

Zu der That, sie sah wunderbar aus, diese alte Frau, wie sie so voller Grandezza dahinwandelte, als sei eins der verbliebenen Pastellbilder aus dem Gartenaal wieder lebendig geworden.

„Soll ich sie rufen?“ fragte lächelnd Franz Linden.

„Der Himmel bewahre uns!“ wehrte der Andere, „mir ist die Nähe des Bloksberges wirklich unheimlich, Dein Herr Wolff sieht aus wie Mephisto, und diese — nun, ich habe es eben angedeutet; sie ist eine peinliche Zugabe für Dich, Franz.“

Die wunderliche Frauengestalt war längst hinter den Büschen verschwunden, als der junge Mann endlich wie verloren antwortete: „Du siehst zu schwarz, Richard; in wiefern könnte dieses alte dem Grabe zuwankende Menschenkind lästig sein? Sie lebt förmlich verschollen in ihrem Erkerstübchen.“

„Ahn, ich taxire sie darauf, daß sie Dich alle Augenblicke um etwas bitten wird; wenn sie fiert, heizt der Ofen nicht gut, wenn sie Reichen hat, wirst Du ihr eine Klage schreiben müssen; sie wird sich in Deine Angelegenheiten mengen, Deine Sachen verfolgen und Dir zahllose kleine Verdrießlichkeiten bereiten. O, alte Tanten sind eigens dazu erkunden, ihre Mitmenschen zu quälen. Aber es schadet nichts, loche Du Dir nur einen recht großen Topf voll Zuderquß und glasiere Alles damit. Es wird nützlich sein. Ich glaube aber, Franz, es ist Zeit, der Kurierzug wartet nicht.“

Der Angeredete sah nach der Uhr, nickte mit dem Kopfe und ging eilig dem Hause zu, um das Anspannen zu bestellen.

Gedankenschwer folgte ihm der Freund; endlich stieß er ein halblautes „Donnerwetter!“ heraus. „So ein Bild von einem Jungen,“ rasonierte er innerlich weiter, „soll hier Hungerpfoten jagen auf dieser Bauernklitsche? Was wird er überhaupt für eine Rolle spielen unter den reichen Grundbesitzern dieses gesegneten Landstriches? Hätte doch der Selige Gott weiß Wen zum Erben auserkoren, nur den nicht, soll sich's auch noch zur Ehre schämen! Was hätte er für Karriere machen können! Verkauern und verbauern wie er hier, und diese — hole der Henker das ganze Riendorf! Hätte ich ihn nur wieder daheim im lustigen Frankfurt — O — es ist —“

Ein Viertelstündchen später sahen die Freunde in einem etwas allmüdigem Gesicht und vollten der Kreisstadt zu. Hinter ihnen verlor das stille Harzdörfchen und eine vielthürmige Stadt zeigte sich am Horizont ihren Blicken.

Alzu weit hatten sie nicht zu fahren, in Zeit einer Stunde war das Ziel erreicht, und der Wagen hielt vor dem stattlichen Bahnhofgebäude. So schweigend wie sie gekommen, besorgten sie Billet und Gepäc, und erst auf dem Perron begann Linden zu sprechen.

„Grüß mir Frankfurt, Richard, und die Kollegen; schreibe mir auch einmal, wenn Du Zeit hast; Sorge, daß ich meine Möbel und Bücher bald bekomme, und nun vielen Dank für Deine Begleitung nach hier!“

Der Amtsrichter machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Wollte Gott, ich könnte Dich mit zurücknehmen, Franz,“ sagte er beinahe weich, „Du glaubst nicht, wie Du mir fehlen wirst. Mit dem Schreiben ist das so so bei mir, Du kennst mich ja, Du bist fixer bei der Hand damit, wirst auch mehr Zeit haben.“

Das Pfeifen, das Rollen und Klappeln des heranbrausenden Kurierzuges schnitt ihm das Wort ab; er befand sich schon im nächsten Moment in einem Koupé.

„Adieu, Franz — komme noch einmal dicht heran, alter Junge — sieh, wenn Du in ernstlicher Verlegenheit bist, schreibe mir ja recht davon. Wenn ich auch selbst nicht in der Lage — Du weißt, meine Schwester ist in guter Asiette —“

Noch ein Händedruck, noch ein Blick in zwei ehrliche Männeraugen, und Franz Linden stand allein auf dem Bahnhofe. Langsam

wandte er sich und schritt vom Perron hinunter seinem Wagen zu. Er hatte schon den Fuß auf dem Tritt, als er sich anders besann und dem Kutscher befaß im Hôtel auszuspannen, er habe in der Stadt zu thun.

Er war so völlig im Bann des unbehaglichen Gefühles, welches nach der Trennung von liebgewordenen Menschen das Herz erfüllt, daß er in keinesweges gehobener Stimmung die Straße zur Stadt hinabschritt. Am Eingange derselben bog er zur Seite und verfolgte einen menschenleeren Weg, der an der wohlhaltenen alten Stadtmauer entlang führte. Wohin er wollte, wußte er selbst nicht; er hatte gar nichts hier zu suchen, er kannte keinen Menschen, aber er mußte sich doch etwas orientiren in seiner Nachbarstadt. Sie schien in der That ihren Ruf als alte deutsche Kaiserstadt zu rechtfertigen; trotzig lag das Schloß mit dem berühmten Dome auf steilem Fels; aus dem Gewirre rother spitzgiebliger Dächer ragte manch schlanker Kirchturm empor, und wie ein fester Kranz umgaben noch heute Wall und Mauern die Altstadt, regelmäßig unterbrochen durch plumpe vierckige Wachtürme.

Er freute sich über das hübsche Bild; und wie er so dahin schritt, ließ seine Phantasie die prächtige Kaiserstadt aufwachen aus tauendjährigem Schlummer. Nach einem Weilschen blieb er stehen und sah zu einer der grauen Warten empor. „Wirklich, beinahe wie das Eichenheimer Thor in Frankfurt,“ sagte er halblaut, „was für wunderliche Sprünge machen die Gedanken!“

Er befand sich plötzlich wieder mitten in der Gegenwart; noch vor kaum vier Wochen war er unter dem schönen Thor dahingegangen, ohne zu ahnen, daß er diesen Kollegen in Norddeutschland sobald schon begrüßen würde. Gleich einem Blitze aus heiterem Himmel war diese Erbschaft gekommen, die ihn zum Besitzer von Riendorf machte. Wie der alte Bruder seines Großvaters darauf verfallen, just ihn aus der ganzen zahlreichen Verwandtschaft zum Erben einzusetzen, es blieb fast ein Räthsel und ließ sich nur auf die besondere Zuneigung zu der Mutter des jungen Mannes zurückführen, die der alte Sonderling immer bevorzugt hatte.

Es war ihm aber beim Empfange der Nachricht gewesen, als falle ein goldener Regen in seinen Schoß; es lebte sich schlecht in einer Millionärstadt mit dem Einkommen eines Professors. Und dann — er hatte in dem glänzenden verwirrenden Leben dort eine Herzenswunde empfangen, und die Narbe brannte zu weilen noch; das war, wenn an ihm eine elegante Equipage vorüberbrause — schwarz die Pferde, schwarz mit Silber die Livree und im mattgrauen Fond eine Frauengestalt, dunkle Straußfedern über dem marmorweißen Gesicht, goldigbraun der üppige Haarknoten im Nacken, und ach! so fremd ihn anblickend aus den großen blauen Augen. Er war dann verstimmt auf Tage nach solchem Begegnen. „Eine Modepuppe, ein herzloses Weib,“ nannte er sie bitter; aber er hatte doch einmal das Gegentheil geglaubt, ein ganzes Jahr lang, bis er eines Morgens ihre Verlobungsanzeige in der Hand hielt. Sie heirathete einen Banquier, der ihr oft als Zielscheibe des Spottes gedient. Aber, mein Gott — er hatte eine Million!

Ja, wie gern war er gegangen aus ihrer Nähe, wie hatte er sich gefreut, das ganze Getriebe der großen Welt im Rücken zu haben, wie selig hatte er an die Mutter geschrieben, und was hatte er gefunden!

Aber gleichviel! Der Verwalter, den er vorläufig angenommen, schien ein tüchtiger Mensch; er selbst wollte sich in keiner Hinsicht schonen, und dann — Wolff. Er verstand wieder nicht, was Weishaupt an dem Manne auszusuchen fand.

Er wanderte schon längst durch belebte Gassen der Stadt; er hatte nach dem Hôtel gefragt, in dem sein Kutscher ausspannen wollte. Nun betrat er den Markt, in dessen Mitte der Roland steht. Ein stattliches Rathhaus im Renaissancestil erhob sich im Westen des Platzes, und ihm schlossen sich würdig hohe spitzgieblige Patricierhäuser an; einige mit Erkern geschmückt, einige stufenartig nach oben hinausgebaut, daß es ansah, als müßten sie das Uebergewicht bekommen. Nur zwei bis drei Gebäude waren neueren Ursprungs, und auch bei diesen hatte man sich augenscheinlich bemüht den mittelalterlichen Charakter festzuhalten.

Angenehm überrascht blieb Linden stehen, und sein Blick flog musternd über die Front des hohen Gebäudes, vor welchem er



zufällig Halt gemacht hatte. Drei mächtige Stodwerke thürmten sich auf einander; über der großen spitzbogigen Hausthür erhob sich ein zierlicher Erkerbau, der sich durch alle Etagen fortsetzte, um als stattlicher Thurm, sein Haupt mit einer Windfahne geschmückt, in den blauen Oktoberhimmel aufzutragen. In der Bel-Etage zeigten die durch Säulen getheilten Erkerfenster alterthümliche Bogenfenster, jedenfalls war man dort „stilvoll“ eingerichtet. Im zweiten Stock aber schimmerten reiche Spizengardinen hinter klaren hohen Glasscheiben, und ein Flor von Fuchsin und Nelken grüßte und nickte von den außen angebrachten Blumenbrettern herunter. Nur noch ein holdes Mädchenantlitz darüber, und das lieblichste Bild wäre gegeben.

Aber es zeigte sich nichts dergleichen, und noch einen Blick auf das kunstvolle Eisengeländer der Treppe werfend, wandte sich der aufmerksame Beschauer ab und schritt quer über den Markt dem Hôtel zu, um Mittag zu speisen. Da es schon eine späte Stunde, war er der einzige Gast in dem hübschen großen Speisesaal. So als er ziemlich rasch und begann von Neuem die Straßen der Stadt zu durchwandern.

Hinter dem Rathhause kam er in ein Gewirr von engen und engeren Gäßchen, trat dann aber unter einem gewölbten Bogen unversehens hervor auf einen Platz, umstanden von hohen, halb entblätterten Lindenbäumen, welche erst und feierlich eine mächtige Kirche zu bewachen schienen. Es war, als ob hier alles Leben erstorben sei, nur einige Kinder spielten zwischen dem welken Laube und eine alte Frau humpelte nach einem sonnigen Gäßchen, sonst tiefste Ruhe rings umher.

Eine Seitenthür der Kirche stand geöffnet; er ging hinüber und trat ein in die schweigende Dämmerung des Gotteshauses; er nahm den Hut ab und betrachtete, überrascht von der edlen Einfachheit dieses Baues, die schlanken, doch kraftvoll aufstrebenden Pfeiler und das reiche Kuppelgewölbe des Chores. Dann schritt er den Mittelgang empor, zwischen den altersbraunen, kunstvoll geschnitten Kirchenstühlen. Er freute sich darüber; er besaß lebhaftes Interesse für die schönen Formen der Renaissance, und er freute sich doppelt, weil er Ähnliches hier gar nicht gesucht. Dann hielt er plötzlich seine hallenden Schritte an; — dort am Taufsteine, über welchem mit ausgebreiteten Flügeln die weiße Taube schwebte, erblickte er drei Frauen. Zwei derselben schienen geringen Standes; die Ältere, vermutlich die Hebamme, hielt den Täufling in beständig schaukelnder Bewegung; die Andere, im einfachen schwarzen Wollentleide und Umschlagetuch, ein junges Weib, schaute mit verweinten Augen auf das Kind; eine Dritte hatte sich herniederbeugt zu demselben; der Kirchenbiener, der eben das Wasser in das Taufbecken goß, verdeckte sie augenblicklich völlig, und Linden sah nur die Schleppe eines dunklen seidnen Kleides auf dem Sandsteinboden.

Und jetzt tönte eine weiche biegsame Frauenstimme in sein Ohr: „Weinen Sie nicht soviel, meine gute Johanne, Sie werden noch recht viel Freude haben an dem kleinen Würmchen — weinen Sie doch nicht! — Lieber Engelmann, benachrichtigen Sie den Herrn Oberprediger — meine Schwester scheint nicht zu kommen, sie wird Abhaltung haben; wir wollen nicht länger warten.“

Die Sprecherin wandte sich nach der Mutter, und Franz Linden sah nun voll in ein junges Mädchenantlitz. Ja, es war nicht eigentlich schön, dieses schmale Oval, von goldig braunem üppigen Haare überschattet; zu blaß der Teint, zu traurig der Ausdruck, den die etwas herabgezogenen Mundwinkel noch verschärften, aber unter den fein gezeichneten wenig geschwungenen Brauen sahen ein Paar tiefe blaue Augen ihn an, klar wie die eines Kindes, bittend und fragend, wie Frieden heischend für die heilige Handlung.

Es mochte wohl oft vorkommen, daß Fremde in die schöne Kirche eintraten und dadurch Störung veranlaßten — so glaubte wenigstens Franz Linden den Blick zu verfehen. Athemlos still verharrte er nun an den alten Kirchenstuhl gekniet, und seine Augen folgten jeder Bewegung der schlanken Mädchengestalt, wie sie jetzt das Kind in die Arme nahm und zu dem Geistlichen trat.

„Herr Oberprediger,“ klang die weiche Stimme, „Sie müssen mit einem Taufzeugen vorlieb nehmen, meine Schwester ist leider ausgeblieben.“

Der Geistliche hob den Kopf. „Dann könnten Sie wohl, liebe Schmidt“ — er winkte der älteren Frau zu.

Franz Linden stand plötzlich vor dem Taufsteine neben dem jungen Mädchen; er wußte selbst nicht, wie er so rasch dahin gekommen.

„Gestatten Sie mir diese zweite Patherstelle,“ sprach er. „Ich kam zufällig in die Kirche, ein landsfremder Mensch; ich möchte die erste Gelegenheit, in meiner neuen Heimath Christenpflicht zu üben, nicht versäumen.“

Er war einem momentanen Impuls gefolgt, und er wurde verstanden. Der greise Prediger nickte lächelnd: „Es ist ein armes, früh vaterlos gewordenes Kind, mein Herr,“ erwiderte er, „vier Wochen vor seiner Geburt verunglückte der Vater — Sie thun ein gutes Werk. — Ist es Ihnen, liebe Frau, recht?“ wandte er sich zu der Mutter. „Nun schön — Engelmann, so tragen Sie den Namen des Herrn Pather in das Kirchenbuch ein.“

„Karl Max Franz Linden,“ sagte der junge Mann. Und nun standen sie zusammen vor dem Prediger, die Beiden, die vor einer Viertelstunde noch keine Ahnung von einander gehabt; sie hielt das schlummernde Kind in den Armen, sie hatte nicht empor gesehen, das lebhaft roth der Ueberraschung brannte noch auf dem zarten Gesichte und das einfache Zwinkern an dem Rißen des Täuflings zitterte leise.

Es waren nur wenig Worte, die der Geistliche sprach; wunderbar klangen sie nach in Beider Herzen. Linden sah hoch auf das braune, tief geerntete Haupt neben sich, dann lagen zwei Hände auf dem ärmlichen Bettchen des Täuflings, zwei warme junge Menschenhände dicht neben einander, und von Beider Lippen kam ein helles klares „Ja“, die Frage des Geistlichen beantwortend. Als die Ceremonie vorüber, trug das Mädchen der weinenden Mutter das Kind zu und drückte einen Kuß an das kleine rothe Gesichtchen, dann kam sie hinüber zu Linden, und ihre Augen blickten ihn an mit einem Gemisch von Bewunderung und Dankbarkeit.

„Ach danke Ihnen, mein Herr,“ sprach sie und legte einen Moment die schmale Hand in seine Rechte, „ich danke Ihnen in Namen der armen Frau — es war so gut von Ihnen!“

Dann ein unmaßhämlich stolzes Neigen des kleinen Kopfes, und sie ging, leise untroußt von der schweren Seide ihres Kleides. Dort unten an der Pforte im hellen Scheine des hereinbrechenden Tageslichtes sah sie noch einmal zu ihm hinüber, der regungslos am Taufsteine geblieben, um ihr nachzusehen; es war, als senkte sie nochmals grüßend das blasse Antlitz, dann war sie verschwunden.

Franz Linden war allein in der stillen Kirche zurückgeblieben. Wer mochte sie sein, die da eben neben ihm gestanden? Ein leises Klingeln ließ ihn sich umsehen; der Küster mit dem Schlüsselbunde trat aus der Sakristei.

„Sie wollen zurückziehen, alter Freund?“ sagte er, „ich gehe schon.“ Dann, wie sich besinnend, kam er ein paar Schritte zurück. „Wer war die junge Dame?“ wollte er fragen, aber er brachte es nicht über die Lippen, er betrachtete nur angelogenlich die in glühenden Farben schimmernden Glasmalereien der hohen Fenster.

„Die sind einzig schön,“ lobte der Küster, „und werden immer sehr bewundert; das dort ist von 1511, der Auszug der Kinder Israels, ein Geschenk der Aebtissin Anna vom Schloß droben. Sie soll, wie man sagt, eine Vorliebe für diese Kirche gehabt haben, ist auch die schönste weit und breit herum, unter Benedikt-Kirche.“

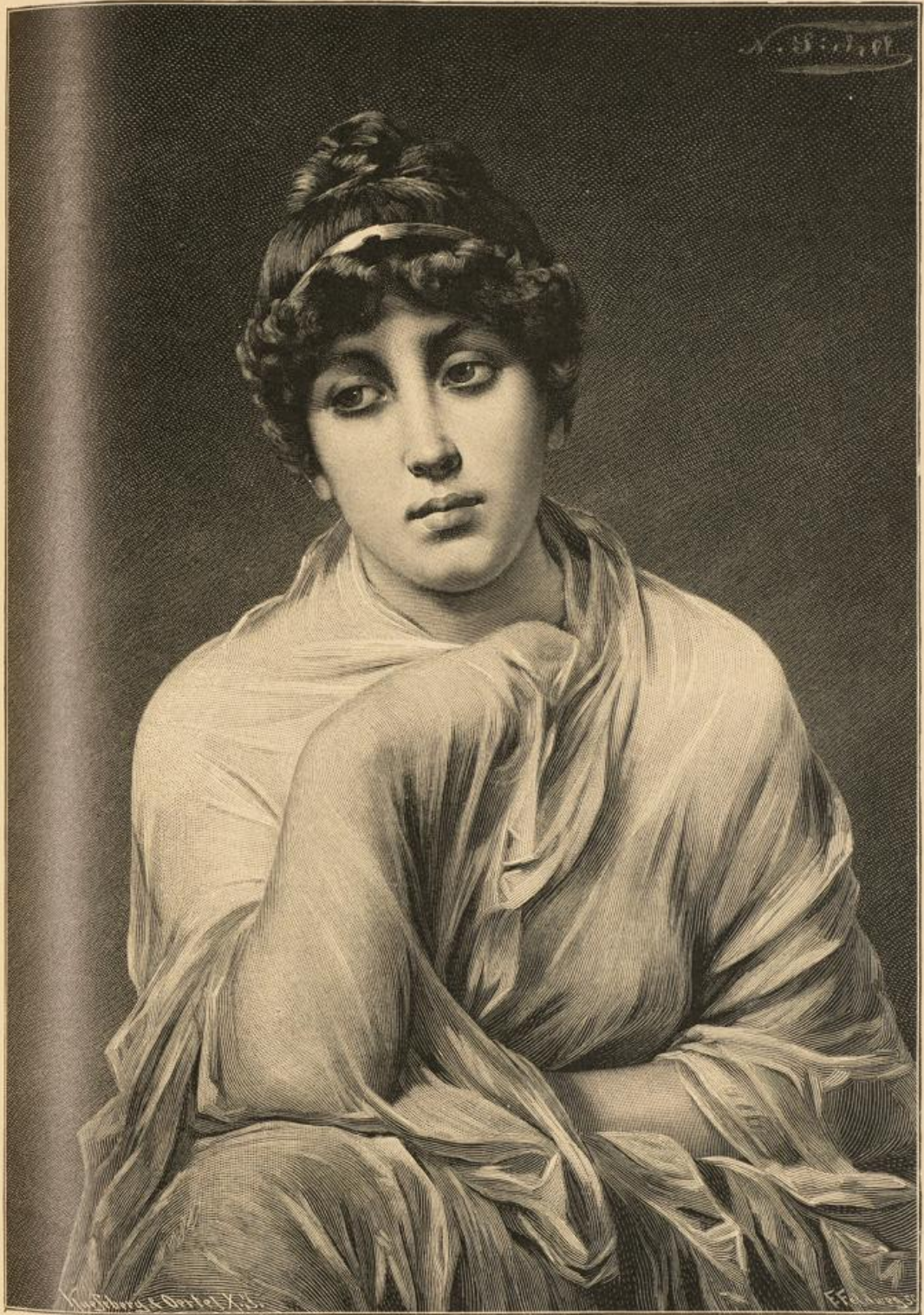
Franz Linden nickte: „Da mögen Sie Recht haben,“ sagt er zerküret. Dann händigte er dem Manne eine kleine Summe ein für den Täufling und schritt hinaus.

Bald darauf rollte sein Wagen der Heimath zu. Dunkel hoben sich die Umrisse des Gebirges vom leuchtend rothen Abendhimmel, und immer näher rückte der Kirchturm von Riendorf. Es war nichts Fremdes mehr um ihn, wie heute früh noch; das erste leise wonnige Bewußtsein des Heimathgeföhles zog in sein Herz. Auf der Höhe wandte er sich noch einmal und sah nach der Stadt zurück, wie längst bekannt grüßte ihn das alte Schloß — und horch! Da kam im Abendwinde ein verlornes Glockenklang herübergeweht; vielleicht vom Sanct Benedikt-Thurm?

(Fortsetzung folgt.)



Sie wagt  
neben dem  
hinauf ge  
sprach er  
Mensch; ich  
Christen  
d er wurde  
Es ist ein  
erwidert  
e Vater —  
an, recht?  
n, so tragen  
ch ein."  
ann.  
ediger, die  
ig von ein  
en Armen.  
berauschung  
e Spöcher  
he sprach:  
ich bereit  
lagen zwei  
wei warme  
on Heiler  
Geistlichen  
Mädchen  
n Auf ein  
zu Linden,  
von Be  
legte einen  
Jhnen in  
al!"  
en Kopfes,  
es Mordes.  
brechender  
egungales  
war, als  
re sie vor  
geblieben.  
en? Ein  
Schlund.  
"ich geh  
e Schritte  
t, aber er  
elegantlich  
der hohen  
d wieder  
ung der  
n Schiffe  
e Kirche  
n, unter  
n," sagt  
e Stimme  
Dunkel  
en Abend  
Niendorf.  
noch; des  
y in sein  
sah nach  
Schloß —  
entlang



**Traumverloren.**  
Nach dem Delgemälde von R. Sichel.



## Eine Verschwörung.

Von Johannes Scherr.

(Fortsetzung.)

## 3. Wer sich verschwor und wasmachten.

Auf der Schwelle zum Jahre 1804 standen der Bevölkerung von Seine-Nabel gewaltige Sensationen und Emotionen bevor. Zwei große Spektakel schickten sich an, in Scene zu gehen: eine Tragödie, die Cadoudal-Bichegru'sche Verschwörung, und eine Komödie, die Verkäufung Bonaparte's. Gleichzeitig sollte in den Tuileries ein Thron und auf dem Greve-Platz ein Schaffot aufgebaut, auch im Schloßgraben von Vincennes ein Grab gegraben werden. „Blut ist ein ganz besonderer Saft.“ Das Blut eines Bourbon, meinte der Erste Konjul, würde den Purpur seines Kaisermantels nur leuchtender machen.

Der Gegensatz von Bourbonismus und Bonapartismus war schon von Haus aus ein unverzöhnlicher. Zwei Zwischenfälle hatten aber denselben noch grimmiger gemacht. Der Graf von Provence, welchen die französischen Royalisten als ihren König Ludwig den Achtzehnten anerkannten und welcher dazumal mit seinem älteren Neffen, dem Duc d'Angoulême, in Warschau „residierte“, hatte an den Ersten Konjul einen Schreibebrief gerichtet, worin er denselben aufforderte, das Werk der Wiederaufrichtung Frankreichs mit der Zurückführung der legitimen Herrscherfamilie der Bourbons zu krönen, war aber mit dieser naiven Zumuthung vonseiten Bonaparte's barisch und harsch abgewiesen worden. Später sodann hatte der Erste Konjul seinerseits die Naivität begangen, dem Könige in partibus, Ludwig dem Achtzehnten, zuzumuthen, selbiger möchte für sich und seine Familie allen Ansprüchen auf den französischen Thron förmlich und feierlich entsagen um den Preis einer jährlichen Rente von 2 Millionen, war aber von dem Exulanten in Warschau mit diesem Antrag heimgeschickt worden in einer Tonart, welche ihm den Standpunkt klarmachen sollte. Nämlich den Standpunkt, allwovon eine „allerchristlichste Majestät“ auf einen „Parvenu“ von Nirvator herabzusehen geruhete.

Der Bonapartismus und der Bourbonismus waren also quitt. Aber mit einander fertig waren sie darum noch lange nicht.

Der Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich gab das Signal zu einer großen Mühseligkeit im Lager der Emigranten, welche auf britischem Boden ein Asyl gefunden hatten und, wie schon erwähnt, auf Kosten der englischen Staatskasse lebten. An ihrer Spitze stand thatsächlich Georges Cadoudal, welcher nach der endgiltigen Veruhigung der Vendée das Anerbieten des Ersten Konjuls, ihm in der Armee eine lohnende Laufbahn zu eröffnen, charakterfest, als ein in der Wolle gefärbter Royalist und Katholik, ausgeschlagen und sich in die Bretagne zurückgezogen hatte, von wo er dann nach England gegangen. Dem Namen nach waren die Führer der emigrierten Franzosen, so viele deren noch in England sich befanden, der Graf von Artois und sein jüngerer Sohn, der Herzog von Berry. Der alte Prinz von Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon, hielten sich von dem Treiben der Flüchtlinge abseits in der Erwartung, etwa wieder gegen die französische Republik zu Felde ziehen zu können, wie sie sammt ihrem Entel und Sohne, dem Duc d'Enghien, der aber nicht bei ihnen auf britischem, sondern auf deutschem Boden lebte, vordem schon gethan. In der Umgebung von Artois und Berry hatten den größten Stand der Marquis de Rivière-Miffardeau und die Brüder Armand und Jules de Polignac aus jener für Frankreich und die Bourbons so fatalen Familie.

Innerhalb dieses Kreises trieben ihr lärmendes Spiel alle die Illusionen, von welchen bekanntlich Verbannte allzeit und überall sich umgaulen zu lassen pflegen. Demnach sahen die Prinzen und ihr Anhang Menschen und Dinge drüben in Frankreich so, wie sie dieselben zu sehen wünschten. Sie wähten, die Popularität Bonaparte's sei schon verschwunden oder doch wenigstens stark im Verschwinden begriffen. Insbesondere darum, weil Frankreich die Kriegslust des Ersten Konjuls fürchtete. Item, er hätte nicht nur den Rest der Republikaner gegen sich, sondern auch eine starke Partei im Heere, welche um seinen Nebenbuhler in militärischer Autorität und im Feldherrnruhm, um den Sieger von Hohenlinden, um den notorisch unzufriedenen General Moreau

sich sammelte. Item, die Royalisten, durch die ihnen vom Ersten Konjul gewährte Heimkehr aus der Verbannung und durch die theilweise Wiedererlangung ihrer Güter neu gekräftigt, wieder natürlich bereit sein, eine Erhebung zu Gunsten der königlichen Sache — zu welcher Erhebung der Hebel am erfolgreichsten einmal in der Vendée anzusetzen wäre — mit Gut und Blut zu unterstützen. Endlich, die französische Klerisei würde selbstverständlich für das legitime Königthum Himmel und Hölle in Bewegung setzen, sowie das Lilienbanner in Frankreich entfaltet wäre.

Das alles war nur ein willkürlicher Mischmasch von leeren wahren Vorstellungen und ganz falschen Einbildungen.

Die sehr wenig zahlreichen Republikaner, welche es bezogen noch in Frankreich gab, haßten allerdings in Bonaparte den Despoten, aber auch das kaum Denkbare angenommen, sie hätten dem Bourbonismus Beistand leisten wollen, so würden sie es ihrer Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit gar nicht vermocht haben. Item, die Unzufriedenheit im Heere beschränkte sich auf eine kleine Anzahl von Offizieren, welche sich vom Ersten Konjul nicht gefördert glaubten und auf den General Moreau blühten als auf einen Gönner, von dem sie unter Umständen mehr erwarten dürften. Moreau selbst war sicherlich sehr verstimmt darüber, daß sich sein Kollege Bonaparte so hoch über ihn erhoben hätte, und diese Verstimmung war durch die geschäftige Junge seiner Frau und die noch geschäftigere seiner Schwiegermutter, welche Damen der Madame Bonaparte die Residenz in den Tuileries nicht zu verzeihen vermochten, zur leidenschaftlichen Verbittern gesteigert worden. Der General, von seiner militärischen Befähigung abgesehen, ein recht mittelmäßiger Kopf und schwacher Charakter, war nach Art von Mittelmäßigkeiten dem Gefühl des Reiches sehr zugänglich und hatte sich durch dieses Gefühl, indem durch die besagten geschäftigen Jungen in die Vorstellung hinein schmeicheln lassen, der erste Pfalz in Frankreich gebühre ihm eben so gut wie dem „Nirvator von Korjen“, mindestens so gut wie eigentlich viel mehr. Aber deshalb wähten, er würde sich zu einem Werkzeug bourbonischer Restauration hergeben, das konnte nur Illusionäre von Emigranten. Item, die neuerlich nach Frankreich heimgekehrten Royalisten waren nichts weniger als bereit, ihre neuverwonnene Stellung um der Bourbons willen schon wieder auf's Spiel zu setzen. Im Gegentheil, sie waren es gar wohl zu zusehen, vom Bonaparte gnädig angesehen zu werden und drängten sich an den Hof des Ersten Konjuls, um ihre militärischen Hof monarchische Formen zu lehren und dem „Nirvator“ eine überreiche Anzahl von Befehlsmägen und in der That bewanderten Hoffschranzen zu liefern. Die Bauern der Vendée ihrerseits hatten die Schwere, welche ihre jahrelangen Kämpfe gegen die „Blauen“ über ihr Heimatland gebracht, noch in schmerzlicher-fröhlicher Erinnerung, als daß sie Neigung verspürten, diese Kämpfe wieder anzuhängen. Endlich, die französische Geistlichkeit erinnerte sich allzu lebhaft, wie ihr mitgespielt worden wann zur jakobinischen Zeit die „Göttin der Vernunft“ in Rom Dame gethront hatte, als daß sie jetzt schon hätte vergessen mögen, welche Summe von Dank sie dem Ersten Konjul schuldeten als dem Wiedereröffner der Kirchen, dem Wiederaufrichter der Altäre, dem Urheber des Konfessions, welches der Klerisei neben dem himmlischen Manna auch das irdische Brot zurückgab.

Weit besser begründet als die so eben in ihrer Mühseligkeit aufgezeigten Voraussetzungen der Emigranten war die, daß die englische Regierung jedes Vorgehen gegen Bonaparte bereitwillig unterstützen würde. Das ist denn auch wirklich geschichtlich obzwar, aus den früherhin betonten Ursachen, ein unumstößlicher Beweis für die Theilnehmung des englischen Ministeriums an der gegen den Ersten Konjul gesponnenen Verschwörung nicht beigebracht worden und wohl niemals beigebracht werden kann. Selbst die geheimsten Schranke des britischen Geheimarchivs wird es sicherlich niemals ein bezüglisches Dokument finden lassen. Gegen ist der Indicienbeweis für die Mitschuld der englischen Machthaber vollständig erbracht. Wer bezahlte die Kosten des Komplotts? England. Wer schaffte mittels eines Fahrgenusses seiner Kriegsmarine die verschiedenen Schübe der Verschwörung







der Nacht an, landete seine Passagiere und suchte dann wieder die hohe See. Cadoudal und seine Gefährten kletterten den Felspalt hinauf und wurden droben von einem „Vertrauten“, welcher das Seil in die Klüft hinabgelassen, empfangen und weitergeleitet. Auf Schleichwegen wanderten sie, mit Vermeidung von Straßen, Dörfern und Städten, durch Wälder und über Heiden, von Versted zu Versted, von einem sichern Nachtquartier zum andern. Solche Verstecke und Nachtorte boten einsame Meierhöfe verschwiegener Pächter und die Schlösser verlässlicher Royalisten. Also gelangte Cadoudal, bevor der Monat August zu Ende, nach Paris, wo in der Vorstadt Chaillot seiner ein Unterkommen harrte, welches vor dem Späherblick der Polizei geschützt war. Von dort aus pflegte er dann nachschlafender Weile mit seinen Chouans zu verkehren, welche in der Stadt selbst Unterhupse gefunden hatten.

Sobald er nun über die Sachlage in Paris sich gehörig unterrichtet hatte, mußte er sich gestehen — und er war der Mann, die Wahrheit zu sehen und sich dieselbe zu sagen — daß die Dinge hien in Frankreich anders ausähen, als sie, wenigstens in Emigrantenaugen, drüben in England ansähen hatten. Bonaparte und die Konfularregierung waren nicht unpopulär. Die schwachen Reste der republikanischen Partei erwiesen sich als bis zur vollständigen Kraftlosigkeit und Resignation herabgebracht. Die Royalisten erschienen zurückhaltend, mit dem bestehenden Regiment so ziemlich veröhnt und jedenfalls nicht im mindesten zu abenteuerlichen Wagnissen geneigt und bereit. Die Priester sangen eifrig: „Domine, salvum fac consulem!“ und stimmten ihren Kehlen für das „Domine, salvum fac imperatorem!“ Cadoudal mußte auch erfahren, daß sein Name zwar in der Vendée noch immer einen guten Klang hätte; aber nicht minder, daß es unmöglich, den Vendéergeist von weiland wieder zu erwecken und eine irgendwie belangreiche Bewegung zu Gunsten der weißen Fahne zuwegezubringen. Sogar die Förderung der ihm zunächst liegenden Aufgabe stieß auf ungeahnte Schwierigkeiten. Um den beabsichtigten Anfall auf den Ersten Konjul mit Hoffnung auf Gelingen thun zu können, schien ihm ein Hundert wohlbewaffneter und zuverlässiger Männer vornehmlich. Er hatte aber große Mühe, die kleine Bande seiner mitgebrachten Chouans auf den Bestand von 30 Mann zu bringen, und er mußte die äußerste Vorsicht aufwenden, diese von ihm besoldete Schar mit Waffen und einer Art von Uniform zu versehen.

Trotz alledem beharrte der mutthige Mann bei seinem Vorhaben. Er rechnete so: — Den Bonaparte zu beseitigen, dazu reicht, wenn alle Stränge reißen, eine Handvoll entschlossener Leute aus. Ist er todt, so findet sich das Weitere von selbst, d. h. Frankreich kommt dann in eine Lage, daß ihm nichts übrig bleibt, als die Bourbons wieder einzuführen.

Derweil war von London aus ein anderer nach Paris herüberreichender Faden der Verschwörung weitergesponnen worden. Pichegru nämlich hatte durch einen ihm von altersher befreundeten ehemaligen Armeelieferanten Namens Rolland bei Moreau anklopfen lassen. Zunächst nur mit der harmlosen Frage, ob der General noch seines alten Waffentameraden Pichegru sich erinnerte. „Ja wohl, gern und mit Theilnahme.“ Dann, ob er sich wohl für die von Pichegru gewünschte Erlaubniß zur Rückkehr desselben nach Frankreich bei dem Ersten Konjul verwenden wollte. „Nein, das kann ich nicht thun. Ich bin mit Bonaparte zerworfen und setze keinen Fuß mehr in die Tuilerien.“

Auf der Basis dieser willkommenen Kunde wurde weitergebaut. Pichegru erinnerte sich eines Officiers, welcher bei Moreau ehemals viel gegolten hatte. Er wußte, daß dieser General Lajolais unzufrieden, ränkesüchtig und geldbedürftig wäre, und entsandte demzufolge an denselben einen gewandten Agenten mit Briefen und Geld, um ihn für die Verschwörung anzuwerben und durch ihn auf Moreau zu wirken. Lajolais ließ sich unschwer gewinnen, machte sich an den General und horchte ihn aus. Sei es nun, daß Moreau in seiner Verbitterung und Unbesonnenheit gegen den Versuch sich zu weit herausließ, sei es — was wahrscheinlicher — daß Lajolais zu hören glaubte, was er zu hören wünschte, genug, der Ansehensmann wählte, der Zustimmung und Mitwirkung des Generals sicher zu sein, oder that wenigstens so. Er witterte die Herkunft des ihm zugesprochenen Geldes und kalkülirte, daß dessen noch mehr aus der britischen Staatskassette zu schöpfen sein würde. Daher voll Eifer für „die gute Sache“, machte er

sich, obzwar halb lahm, mit dem Sendling Pichegru's eilends über Hamburg nach England aus, um die gute Botenschaft persönlich dorthin zu tragen. In den Kreis der verschworenen Emigranten eingeführt, berichtete er, was er wußte, und höchst wahrheitsgemäß noch mehr. Denn sein Bericht erregte große Freude, so groß, daß ein Theilhaber der Verhandlung ausrief: „Wenn unsere Generale einig sind, werde ich bald wieder in Frankreich sein.“ Dieser Ausruf kennzeichnete den, der ihn that, den Grafen von Artois, welcher eben sein Lebtage ein leichtfertiger Schwächling gewesen ist. „Unsere Generale!“ Es sollte sich bald zeigen, daß Moreau keineswegs gewillt war, den bourbonischen General zu spielen.

Der Bericht von Lajolais hatte in Verbindung mit den dringenden Mahnungen Cadoudals, endlich zu handeln, die Wirkung, daß in London beschloffen wurde, einen zweiten Schwab von Pichegru, Riviere, die Polignacs und andere, nach Frankreich abgehen zu lassen, wobei verabredet wurde, daß Riviere oder Berry oder beide nachfolgen sollten, sobald sie vonseiten des Marquis, dem man, wie es scheint, ein maßgebendes Urtheil zutraute, dazu aufgefordert würden. Captain Wright trat demzufolge wieder in Thätigkeit und am 16. Januar landeten bei Genanuten und ihre Begleiter am Felshang von Biville, hielten die Klamm hinauf und wurden unten von der Landungsbatterie von Georges Cadoudal empfangen, welcher den Komplottbrechern entgegengekreist war, um sie auf den ihm schon vertrauten und jetzt zur Winterszeit noch einsameren Schleich- und Schlagwege nach Paris zu geleiten. In aller Heimlichkeit langte die ganze Gesellschaft am 20. Januar in der Vorstadt Chaillot an.

Cadoudal, der ihn unringenden Gefahren wohlbewußt und des langen Stillstehens überdrüssig, erbot sich, jetzt sofort mit einem dreißig Schwartenhälsen den Handreich gegen Bonaparte bei einem von dessen Fahrten nach St. Cloud oder Malmaison zu führen, und nur ungern ließ er sich beschwichtigen, noch zu warten, bis man mit Moreau ins Meine und zu bestimmten Abmachungen gekommen wäre. Man müßte ja jedenfalls zum Voraus wissen, was nach der „Beseitigung“ Bonaparte's geschehen sollte und was man von dem General, dessen Befähigung und Einfluß die Verschworenen offenbar viel zu hoch anschlugen, zu erwarten hätten. Verschwörungen ist es überhaupt eigen, aus willkürlichen Voraussetzungen phantastische Schlussfolgerungen zu ziehen. Verschwörungen gleichen mit Scheulernen versehenen Pferden, welche nur geradwärts nicht aber rechts und links zu sehen vermögen.

Pichegru ließ Moreau durch Lajolais und Rolland von seiner Ankunft in Paris verständigen und den General um eine Zusammenkunft bitten. Moreau ging darauf ein, bestimmte aber, daß das Stellbilden weder in seiner Stadtwohnung noch in seinem Landhause Grosbois stattfinden sollte, sondern am frühen Abend auf dem Boulevard der Madeleine. Er wollte wohl bei Zusammenkunft den Anschein eines nur zufälligen Begegnens geben. Pichegru, welcher sich in der Gesellschaft von Chouans ohnehin unbehaglich fühlte, wäre zu dieser Zusammenkunft ganz allein gegangen; allein Cadoudal, der dem weiland republikanischen General nicht ganz traute und mit eignen Augen und Ohren sehen und hören wollte, was von dem Republikaner Moreau zu erwarten wäre, bestand darauf, mit dabei zu sein.

Am dem verabredeten Abend und zur ausgemachten Stunde begegneten sich Pichegru und Moreau an der bezeichneten Stelle des Boulevard. Der General zeigte Bewegtheit beim Wiedersehen seines alten Waffengefährten, fiel aber sofort in kühle Zurückhaltung, als Cadoudal hinzutrat und sich zu erkennen gab. Er verhehlte nicht das Unbehagen, welches ihm die Gegenwart des bekannten Chouanshäuptlings verursachte, und er ließ sich nur mit Noth durch Pichegru zu einer zweiten Begegnung bestimmen. Als er dann sich entfernt hatte, sagte Georges die empfangenen Eindrücke in die Worte zusammen: „Das geht schief!“

Die zwischen den beiden Generalen hin- und hergehenden Ränker ruhten jedoch nicht und brachten die zweite Zusammenkunft zuwege, in Moreau's Stadtwohnung. Was hier unter vier Augen zwischen ihm und Pichegru verhandelt worden, wissen wir aus ziemlichlicher Bestimmtheit aus den nachmaligen Procèsverhandlungen. Es mußte mit der Sprache herausgegangen werden, und Pichegru ging damit heraus, ohne freilich geradweg zu sagen, daß die geplante Beseitigung der Konfularregierung vorweg die Zerlegung des Ersten Konjuls gemeint wäre. Moreau erwies sich als



beschränkte Kopf, der er war, und dabei als von einem Ehrgeiz befeuert, welcher zu seinen Fähigkeiten in einem geradezu komischen Gegensatz stand. Er steifte sich auf die große Partei, welche er, wie er wußte und behauptete, im Senat und in der Armee hätte. Wäre das konsularische Regiment beseitigt, so würde die oberste Staatsgewalt unzweifelhaft in seine Hände gelegt werden. Fischegru bemühte sich umsonst, dem General diese thörichte Illusion anzureden und ihn zu überzeugen, daß nach Bonaparte nur die Bourbonen übrigblieben. Davon wollte Moreau nichts wissen und blieb dabei, nach Bonaparte käme er, könnte niemand kommen als er. Von einem spontanen Handeln, von irgendeiner Initiative seinerseits war aber keine Rede. Er schien völlig überzeugt zu sein und zu erwarten, daß man ihm die Herrschaft über Frankreich so zu sagen auf einem Teller darbieter würde.

Fischegru ging von diesem Stillsitzen sehr niedergeschlagen in sein Quartier zurück. Der Mittheilung, welche er Cadoudal machte, fügte er bei: „Auch Moreau ist ehrgeizig und herrschsüchtig. Auch er möchte Frankreich regieren. Der arme Mann! Nicht vierundzwanzig Stunden würde er die Herrschaft zu behaupten vermögen.“ Worauf der Chouanshäuptling herausfuhr:

„Was, der? Wenn es doch einmal ein Usurpator sein soll, so ist mir der Bonaparte immer noch lieber als dieser Moreau, der weder Kopf noch Herz hat.“

Unter solchen Umständen mußte auch eine dritte Zusammenkunft Fischegru's mit Moreau — sie fand in der Wohnung Cadoudals statt — ergebnislos bleiben und demzufolge war die Enttäuschung und Entmuthigung der Geschiedenen unter den Verschworenen, also Fischegru's und De Riviere's, vollständig. Georges seinerseits war noch immer bereit, auch mit unzureichenden Mitteln das Attentat auf Bonaparte zu unternehmen, konnte aber auf die Frage seiner Mitverschworenen: Wozu dasselbe unter den obwaltenden Umständen dienen sollte? keine befriedigende Antwort finden. Hoffnungslos mußte übrigens auch er sein. Lag es doch jetzt am Tage, daß die ganze Verschwörung nur ein Schwindel, weil auf eitel Illusionen gebaut. Der Marquis und der General sannern ernstlich auf Flucht, auf die Rückkehr nach England. Sie, wie die Polignacs, hatten das Zusammensein mit den nichts weniger als feinen Chouans satt, überdri. Allein zum Fliehen war es zu spät. Späher und Sbirren waren ihnen schon an den Fersen. (Fortsetzung folgt.)

### Das Paznaunertal.

Mit Illustrationen aus dem Skizzenbuche von Mathias Schmid.

I.



Das Plankaborn.

**P**aznaunertal? — Wo liegt das? — Diese Frage wiederholt sich fast jedesmal, so oft von diesem

reizenden Thale die Rede ist. Doch nicht lange mehr wird es in stiller Verborgenheit das Eldorado vereinzelter Naturschwärmer bleiben — durch die Arlbergbahn dem Verkehr näher gerückt, wird der bis jetzt fast unbekante Erdemwinkel binnen Kurzem dem Fremdenzuge erschlossen und das Lob seiner eigenartigen Naturschönheiten aller Welt bekannt sein. Vorläufig bildet allerdings der theilweise schlechte und selbst gefährliche Weg noch ein Hinderniß für den häufigeren Besuch des Thales, und nur rüstige Fußgänger mit leichtem Känzel können in dasselbe vordringen. Doch ist eine neue Fahrstraße im Werden, und da der Staat den schwierigeren und kostspieligsten Theil derselben übernommen hat, so wird das Thal nicht lange mehr der Zufahrtsstraße entbehren, die für dasselbe eine Lebensfrage geworden ist. —

Bei Tirols schöner Hauptstadt Innsbruck zweigt die neue Arlbergbahn ab und führt innaufwärts durch das an landschaftlichen Schönheiten reiche Oberinntal. Schnell eilt das Dampfproß

an den altbekannten Städten vorbei! Schon liegt Firl, am Fuße der vielberühmten Martinswand, weit hinter uns, da ertönt der Ruf: „Telfs, eine Minute Aufenthalt!“ In Telfs „eine Minute Aufenthalt!“ In der „guten, alten Zeit“, das heißt in diesem Falle noch vor Eröffnung der Oberinntalerbahn, als noch der Stellwagen mit einschläfernder Langsamkeit die Landstraße dahinjunkte, hätte wohl jeder Kutscher mit Enttäufung die Zumnuthung zurückgewiesen, hier nur „eine Minute“ Rast zu halten. Und auch die Passagiere waren mit längerem Verweilen wohlzufrieden. Lag doch von je im Keller des „Löwen“ so manches Kästchen edlen Tirolerweines, wie er in solcher Vortrefflichkeit nicht überall zu finden ist. Das wissen denn auch die fröhlichen Innsbrucker schon längst und wählen deshalb für ihre Sängerausflüge, die immer so schöne Gelegenheit zum Trinken geben (bei dem sie trotz politischer Grenzen standhaft ihre Zugehörigkeit zum deutschen Stamme bekunden), meist den „Löwen“ in Telfs als Festort.

Rastlos eilt die Lokomotive weiter; die bequemen, elegant gebauten Aussichtswagen der Bahn gewähren einen herrlichen Ausblick nach allen Seiten. Die hohe Mundi und die Mianinger Berge treten zurück, schon haben wir die Ausläufer des das ganze



Oberinntal beherrschenden Tschürgant erreicht und sehen gegenüber das freundliche Silz liegen. Hätten wir uns nicht ein weiteres Ziel gesetzt, so möchten wir hier rasten und für einige Zeit Aufenthalt nehmen. Mit seinen nahen Wäldern und der bequemen Gelegenheit zu hübschen Ausflügen mit der Bahn und zu Fuß ist Silz in der That ein empfehlenswerther Standort für Besucher des Oberinntals und was Unterkunft und Nahrung betrifft, so ist überdies in dem hübschen, neuingerichteten Gasthaus „Zum Löwen“ bestens hierfür gesorgt. Dasselbe gilt von der „Post“ in Imst, einem der besten und besuchtesten Gasthäuser Tirols, dessen Besitzer, der wackere Postmeister Stubmaier, ob seines Liberalismus von den Ultramontanen vielfach angefeindet, trotzdem sein schönes Anwesen durch Fleiß und Umsicht in seinen jetzigen blühenden Stand gebracht hat. Wünschen wir dem tapferen Kämpfer ferneres Gedeihen und eilen wir weiter, unserem Ziele entgegen! — Von Schroffen, unzugänglich scheinenden Höhen schauen die geborstenen, verwitterten Mauern der von Friedrich mit der leeren Tasche zerstörten Burgen\* auf das hastige Treiben der Neuzeit. Am Fuße des Felsens, auf dem sich einst des mächtigen und gefürchteten Starkenbergers tropige Burg erhob, hat sich die Lokomotive ihren Weg gebahnt — nimmer überfallen des beutegierigen Zwingers Herren Reissege den friedlichen Wanderer. Menschenwerk und Menschenfahrungen sind hinweggespült vom Strome der Zeit, aber in ewiger, unvergänglicher Schönheit ragen die Berge empor, aus deren Mitte der silberweiße Scheitel des „Blantahorn“ hervorleuchtet.

Wir lassen Landeck, das von Geschichte und Sage mit reichem Kranze umwundene, links liegen und fahren bis zur nächsten Station, Pians, der letzten vor dem Eintritt ins Paznaun. Wer hier den hochgelegenen Bahnhof verläßt, zur Thalhöhe hinabsteigt und die Sannabrücke überschreitet, erreicht nach halbstündiger Wanderung die Poststraße aufwärts den sogenannten „Steg“, von welchem links der Weg ins Paznaun abzweigt. Gegenüber, auf hohem, steilem Felsen, erhebt sich die malerische Ruine des Schlosses Wiesberg, zu deren Füßen sich das kühnste Bauwerk der Arlbergbahn, der 86 Meter hohe Trisanna- viadukt\*\* mit der eisernen Brücke über die ganze Breite des Paznaunerthales erstreckt. Mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachten wir dieses Riesenwerk menschlichen Geistes, welcher die rohen Naturkräfte in Fesseln schlägt und sie zwingt, ihm dienstbar zu sein.

Wer die kleine Mühe nicht scheut und nach Wiesberg hinansteigt, dem bietet sich ein Bild von überraschender Schönheit und Großartigkeit. In grauenerregender Tiefe braust die Trisanna und vereinigt ihre Wellen mit der aus dem Stanzertale kommenden Rosanna, um friedlich mit derselben als Sanna ihre Wasser dem Inn zuzutragen. Vor uns schweift der Blick über ein weites Thal, dessen liebliche Dörfer zerstreut auf den grünen, sonnigen Matten liegen, unterbrochen von dunklen Tannenwäldern, die sich hoch bis zum Gipfel der Berge erstrecken, hier und da überragt von einem schneebedeckten Scheitel: am linken Ufer der Trisanna die mächtige Pezinaspize, an deren Ausläufer die altertümlichen Hütten des Weilers Falseneyr gleich Schwalbennestern kleben, die Scheidewand zwischen dem Paznauner- und Stanzertale bildend; ihr gegenüber auf schwindelnder Höhe mitten im Grün gebettet das anmuthige Dörfchen Giggel, und, den Fluß aufwärts verfolgend, der düstere, schluchtartige Eingang ins Paznaun. Wahrscheinlich ein Bild, geschaffen, die Seele rein zu baden von dem Staube des Alltagslebens!

Weiter trägt uns der Fuß. Tösend, schäumend, der Rede laut mächtig überhörend, braust die Trisanna uns entgegen. Eingeeengt von hohen Felsenwänden kämpft sie sich, weißen Gischt

\* Näheres über diese Kämpfe findet sich in Hermann Schmid's fesselndem Roman: „Friedel und Osvald“.

\*\* Siehe „Gartenlaube“ 1884, Nr. 33.

hoch aufsprühend, zwischen gewaltigen Felsblöcken hindurch, kühn alle Hindernisse bezwingend, die ihr den Weg verlegen wollen. Mögen auch ihre Wogen zerfesseln am harten Gestein, sie bahnen sich kraftvoll ihren Weg, nichts kann sie zurückhalten, ihre Wäfler dem Meere zuzutragen, nach dem sie strebt — so recht das Bild eines kühnen Mannes, dessen Kraft im Kampfe mit Widerwärtigkeiten nur gestählt, nicht gebrochen wird, und der ungebeugtem Muthes das hohe Ziel, das seinem Geiste vorstehet, zu erreichen trachtet.

Immer mehr verengt sich das Thal. Jaghaft windet sich das schmale Sträßchen über steilabfallendem Ufer neben senkrechten, oft überhängenden Felswänden vorbei, deren zerbröckelndes Schiefergestein den Weg besonders im Frühling durch das Schmelzen des Schnees, oder bei starken Hochgewittern gefährlich macht, was auch die hier aufgestellten „Marterln“ bezeugen.

Endlich haben wir das gefürchtete „G'fäll“ hinter uns, das Thal wird allmählich breiter, und aus dem Schatten des Waldes tretend, erblicken wir vor uns am rechten Ufer der Trisanna das erste Dorf des Thales „See“. Sei gegrüßt du trauter Erdwinkel, der mir so freundlich lacht! Wie wohl ist mir stets unter den glockigen Dächern deiner schmunzenden Holzhäuschen geworden, wenn ich in den getäfelten, traulichen Stuben den ersten oder heiteren Gesprächen deiner biederen Bewohner lauschte! Es



Giggel.

angenehm berührt die freundliche Gefälligkeit, mit der das schlichte Völkchen dem Fremden entgegenkommt, der ihm nicht, wie so oft anderwärts, als Ausbeutungsobjekt dient! Gerne gekostet sich ein altes Bäuerlein oder ein Weiblein mit schwerem Korb, während des Gehens noch an einem biden Wollstrumpf strickend, zu uns, auf froher freundlich Auskunft gehend. Unaufgefordert zeigen sie das Geburtshaus ihres Landmannes Mathias Schmid,\* des „Christles-Maler“, wie er im Volksmunde heißt, auf den nun auch die Paznauner anfangen stolz zu werden, obgleich er, wie ein biederer Mann meinte, „in der Religion der mindeste sei von seinen Brüdern“. Zu besserem Verständnisse des Ausdrucks „Christles-Maler“ sei hier bemerkt, daß dieser nicht Bezug hat auf „Christus-Maler“, worauf man vielleicht durch die frühere Kunstrichtung des Meisters als Heiligenmaler geführt werden könnte; sondern sein Großvater hieß „Christian“, und dessen Kinder und Enkel werden nach ihm die „Christles-Buben“ benannt. Auf Seite 348 führt uns der Künstler das bescheidene Häuschen, welches früher seinem Vater gehörte, im Wilde vor.

Was im Paznaun so angenehm berührt, das ist der Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, der sich überall bemerkbar macht. Ist das Thal auch nicht wohlhabend, so sieht man doch nirgends den Schmutz und die ruinengleichen Wohnungen, die besonders im Binnegau den traurigen Eindruck des Verfalls und des Elends machen; ebenso wenig trifft man Bettler oder bettelnde Kinder.

Reizend nehmen sich in dem üppigen Grün von Wiese und Wald die von den Einflüssen der Witterung gebräunten Häuser, die oft noch zierlich angeordnet und bemalt sind, mit ihrem reichen Blumen Schmuck vor den Fenstern aus. Und wenn hinter denselben das jugendfrische Gesicht einer hübschen Paznaunerin erscheint, so ist das gewiß kein Grund, den Blick schneller abzuwenden.

Überall macht sich das Bestreben geltend, den heimatlichen Herd in gutem Zustande zu erhalten und nach Kräften zu verschönern. Aber auch ihrer Todten vergessen die Paznauner nicht und schmücken die Gräber mit Blumen, so dem Kirchhofe mit seinen einfachen Kreuzen ein freundliches Gepräge verleihend. Wie poesievoll machen uns der schöne Brauch an, daß nicht bezahlte, in ihrem traurigen Dienste stumpf gewordene Todtengräber, sondern Freundschafts-

\* Portrait und Biographie von Mathias Schmid finden unsere Leser in der „Gartenlaube“ 1884, Nr. 37.



den Tagungsgeschiedenen die letzte Ruhestätte bereiten! Freunde und Nachbarn beten an seinem Sterbelager, auf ihren Schultern tragen sie ihn hinaus und übergeben ihn dem Schoße der Muttererde. —

Doch lassen wir die Todten ruhen, und wenden wir uns wieder der schönen Gotteswelt zu, die uns mit so eigenem Zauber umfängt. Verlorend zieht die Pizinaspize immer wieder den Blick auf sich, und wohl dem, der sich die geringe Mühe, die ihre Besteigung erfordert, nicht verdrießen läßt: eine herrliche Aussicht in der Lohn für verhältnißmäßig wenig Anstrengung. Zwar beschränkt das unmittelbar vor uns liegende Blankahorn die Aussicht

nach Westen, doch links davon erblüht man die großartigen Formen der Kuchenspize, der sich die Zivorettagruppe anschließt, daneben den eisbedeckten Piz Pin, die Zanthaler-geleiser und das zerklüftete Fluchthorn. Im Süden ragen die gemaltigen Wiesen des Engadin hervor, neben ihnen die Kaamer- und Deschalerferner. Daran erhebt sich das Wilde Käisergebirge, der Zolstein bei Innserbrun und das Wettersteingebirge mit der Jagdspize. Nach Norden zieht sich das Kalkgebirge hin, welches mit der Passier- spize das Panorama abschließt. Hat das Auge lange genug grümelnd in dem Anblicke der herrlichen Rundbucht, so mag der Abstieg nach Langschtheye beginnen, der über den unergleichlich schönen Kapplerberg nach dem lieblichen Kappl führt, wo uns in dem freundlichen Gasthaus „Zum Löwen“ bei herrlichem Weine und guten forellen Erquickung winkt.

Abend ist es geworden. Leise verlingen die Glocken, die den kommenden Feiertag einläuten. Vor den Häusern sitzen die Männer, in stiller Beschaulichkeit ihre nimmer erhaltende Pfeife rauchend; Weiber und Mädchen stehen plaudernd, an den unvermeidlichen Wollstrümpfen emsig nadelnd, zusammen.

Allmählich bricht dann die Nacht herein, eine klare, wunderbare Mondnacht voll zauberischen Reizes. Lautlose Stille liegt über Berg und Thal, nur von ferne dringt das Rauschen der Tannäma oder der Schrei eines Nachtvogels an das Ohr. Kein Rißton unterbricht die hehre Einsamkeit, die ganze Natur athmet Ruhe, Frieden. Im klaren Mondlicht heben sich die schneebedeckten Felsen der mächtigen Fastnachtspitze in scharfen Umrissen vom nächtlichen Himmel ab. Doch was bewegt sich dort oben? Sind das nicht menschliche Gestalten, die aus dem Schatten des Felsens treten? Schwer bepackt, hart an die Felswand gedrückt — kaum scheint es möglich, daß dort ein Pfad führt — schreiten sie vorwärts. Sie machen Halt; nur einer der Männer wagt sich

weiter vor. Plötzlich blitzt es auf; in weiten Säben, einen Schrei ausstoßend und den Pack wegwerfend, schießt der Voranschreitende, verfolgt von Zweien, deren Waffen im hellen Mondschein glitzern. Des Ersteren Gefährten sind verschwunden, als hätte sie der Boden verschlungen. Grenzwächter und Schwärzer sind an einander gerathen — selbst noch auf diesen unwirthlichen Höhen wagt der Kampf ums Dasein! Und welches sind wohl die Kostbarkeiten, um deren Erlangung diese Menschen ihr Leben wagen? Die benachbarte Schweiz liefert billigen Tabak und Kaffee, und erst seitdem im eigenen Lande der Zoll auf letzteren bedeutend erhöht wurde und dadurch der Preis stieg, nahm der Schmuggel wieder neuen Aufschwung.



Kalmich.

und geht nun wohlgenuth mit den Schwärzern, während der berufseifrige Grenzwächter daheim über den langsamen Schuster flucht. — Die Erzählung derartiger Erlebnisse aus dem Schmugglerleben, heiterer und grausiger, bildet ein Hauptvergnügen der Paznauner für die langen Winterabende, und es ist ergötzlich zu sehen, wie bei spasshaften Geschichten den sonst so ersten Paznaunern der Schall um Mund und Augenwinkel zuckt.

So schön auch Kappl ist, müssen wir doch weiter ziehen. Hier und da treffen wir eine Kapelle oder ein Feldkreuz, das frommer Glaube am Wege aufgestellt hat; dann gemahnen uns die sich wieder häufiger findenden „Marterln“, daß wir ein gefährliches Stück Thal durchwandeln. Jetzt im frohlichen Sonnenschein, den lachenden, blauen Himmel über sich, kann man es nur schwer begreifen, mit welcher Zerstörungswuth hier oft die entseßelten Naturkräfte haufen. Wenn aber die zahlreichen Quellen und Bächlein, die mit ihren ziellichen,

Selten kommt es indessen zu scharfen Reibungen zwischen Grenzwächtern und Schwärzern, da diese, die sich vor allem die Befolgung des „ersten“ Gebotes angelegen sein lassen, in ihrer angeborenen Gutmüthigkeit den ihnen nachspürenden Finanzern in richtiger Würdigung ihres mühevollen Berufes keinen Groll nachtragen, um so weniger, als letztere bei der Ueberzahl der Schwärzer fast immer den kürzeren ziehen, oder die „Gesoppten“ sind. So wurde einmal ein größerer Zug verabredet, an dem sich auch ein junger Burische theiligen sollte, dessen Schuhwerk jedoch erst einer gründlichen Reparatur bedurfte, die in der gegebenen, kurzen Frist nicht mehr ausgeführt werden konnte. Doch unser Burische weiß sich zu helfen. Der Schuster hat soeben für einen Finanzier ein Paar neue Stiefel fertig gemacht, die leicht sich unser Burische





Matthias Schmid's Geburtshaus im Dorfe See.

milchweißen Wasserfällen so viel zur Verschönerung des Thales beitragen, zu verheerenden Wildbächen anschwellen, Häuser wegwehrend und üppige Wiesen und fruchtbare Felder mit Schlamm und Steinen bedeckend, sodas die Thalbewohner im spät eintretenden Frühling mühsam ihre Aecker säubern und das zu Thal geschwemmte Gerdreich im Rindkorbe wieder bergan tragen müssen; oder wenn im endlos langen Winter Alles unter metereisernen Schnee begraben liegt, jeder Verkehr gehemmt ist und der Donner der Lawinen die Menschen aus dem Schlofe schreckt — dann befreist man wohl, warum die Baznanner so kühl bleiben beim Lobe ihres Heimaththales und fragen, was denn hier Schönes zu

finden sei, es sei doch ein so „laider“ (unschönes) Thal. Der Landmann beurtheilt eben die Schönheit einer Gegend nicht nach ihren landschaftlichen Reizen, sondern nach dem Ertragniß, das ihm Grund und Boden gewähren, und demnach ist es im Baznaun nicht am besten bestellt; müssen doch fast alle Lebensmittel selbst Getreide und Mehl, hineingetragen werden. Ueberdies sind vielleicht im ganzen Thale nicht hundert Häuser zu finden, die auf vollständig lawinensicheren Plätzen stehen. Besonders gefährdet ist der über einen Kilometer breite Lavannen zug hinter Almdich mit dem ominösen Namen „Zum todten Mann“. Ein Fußzug, der Auf eines Menschen, der für einer Gemse kann die Ursache sein, daß die Lawine plötzlich mit Donnergetöse auf der Fochhöhe losbricht. Der ungeheurer Luftdruck wirft mit unwiderstehlicher Gewalt ganze Strecken des schönsten Waldes nieder, knickt die stärksten Bäume wie schwaches Rohr — selbst auf weite Entfernungen erzittern die Häuser und dringt der feine Schneerand durch die kleinste Ritze. Wehe Dem, den die Lawine plötzlich überrascht, er ist rettungslos verloren! Wenn sie, wie bei in langen, strengen Wintern sich ereignet, mit ihrem Schnee die ganze Breite des Thales ausfüllt, sodas selbst die Trijanna in ihrem Laufe gehemmt ist, bis sie sich gewaltsam wieder Bahn bricht, so ist oft wochen-, ja monatelang für das einzige Fuhrwerk des Thales, den kleinen, nur von einem Pferde gezogenen Postkarren von Nischal, die Straße verperrt und die Post muß zu Fuß mittelst Rückford befördert werden. (Schluß folgt.)

## Unter der Ehrenpforte.

Von Sophie Jungfrau.

(Schluß.)

Wenige Worte des fürstlichen Herrn hatten genügt, um die Dame an seiner Seite von der Idee, die ihm so plötzlich gekommen war, hinreichend zu verständigen, denn die Gräfin Sabine fasste rasch und wußte sich besonders ganz wunderbar dem Manne anzubequemen, dem sie gefallen wollte. Sie trat lächelnd vor; dabei aber hatte sie die Rechte um die Schultern ihres Stiefsohnes gelegt, den sie die ganze Zeit über so recht mütterlich dicht neben sich gehalten hatte. Die kluge Frau wußte sehr wohl, daß sie damit den Leuten ein Vergnügen bereite, doch war es wohl das nicht allein; die kinderlose hatte von Anfang an ihre Herzensfreude an dem schönen Jungen gehabt, und dieser vergalt ihr das durch zutrauliche Anhänglichkeit.

Jetzt trat er, an sie geschniegt, mit vor, und dadurch kam es der Fürstin, welche gerade die festliche Oeffentlichkeit solcher Szenen als ein ihr zusagendes und vertrautes Element vollkommen beherrschte, in den Sinn, der Sache noch eine besondere anmuthige Wendung zu geben. Sie löste sanft den Arm, welchen der Knabe ihr um den Leib gelegt hatte, und indem sie ihn, die Hand noch immer auf seiner Schulter, ein wenig vorschob, sagte sie vernehmlich mit ihrer klaren wohlklöndenden Stimme:

„Wie wär's, kleiner Heinz, wenn Du heute einmal für uns den Freierwerber machtest? Laß sehen, ob Du klug genug bist, ein gar lustiges Räthsel zu errathen! Hier ganz in unserer Nähe stehen zwei, die sich längst lieb haben, doch fanden sie sich bisher nicht zusammen. Die suche Du mir heraus — ein kleiner Landgraf muß das können — und laß sie sich fest bei den Händen halten. Dann wollen Dein Herr Vater und ich ihnen gleich morgen den Weg zum Altare zeigen!“

Alles horchte auf: ein lächelndes Staunen trat auf den meisten Gesichtern hervor. Der Landgraf stand und streich sich beglücklich das Kinn; etwas bedenkllicher, aber gefaßt, als ein kluger Mann, auf Alles, was der wunderliche Tag bringen mochte,

hielt sich der Doktor Tiedemars ein wenig hinter ihm. Die schöne Frau hatte sich indessen lächelnd zu dem Ohr des Knaben niedergebeugt und ihm etwas zugeflüstert, und es muß gesagt sein, daß dies Souffliren mehrere allzu gespannte Gemüther merklich beruhigte. Da war der kleine Fürst vorgetreten, über und über roth, aber mit einer sichern Art, die männiglich merken ließ, daß er einer solchen Rolle in einem öffentlichen Schauspiel wohl gewachsen sei, und hatte den seitwärts ganz in der Nähe stehenden Georg Tiedemars freundlich bei der Hand ergriffen. Ein rascher Blick auf die Eltern zeigte ihm, daß er den richtigen Mann habe; zugleich ging es wie ein frohes beifälliges Gemummel unten durch die Menge.

Mit Georg, der kaum wußte, wie ihm geschah, und, wie manche bemerken wollten, ein gespanntes, aber durchaus kein freundliches Antlitz zeigte, trat der Knabe nun vor den bunten Kreis der Jungfrauen hin. Auch hier mußte er seiner Sache gewiß sein; hatte es doch die fürstliche Mutter an einem verständlichen Wink nicht fehlen lassen. Warum aber stockte er plötzlich — warum verlossen zwei, drei Sekunden, und wieder und wieder eine — so viele, daß die wunderbarsten Vermuthungen Zeit fanden, sich in den Köpfen der Zuschauer zu krenzen — während Rosine's Herz, die ja ihr Glück näher und näher kommend wußte, indessen zum Zerpringen schlug!

Wie es in Augenblicken der Erregung ihre Gewohnheit war, hatte Rosine, da der kleine Fürst mit Georg herantrat, in einer Art von verstellter Gleichgültigkeit den Kopf gehängt und das Kinn auf den Busen sinken lassen. Schon eine Weile war es her, daß sie noch rasch den letzten Blick unter gesenkten Lidern hervorgeschossen hatte. Der Knabe hatte wohl zu wissen geglaubt, wer gemeint sei; als er aber jetzt von der hübschen Dirne wieder als eine vorgeneigte Stein sah, als kein Blick von ihr ihm und dem, den er brachte, entgegen kam, da wurde er wieder unglück-

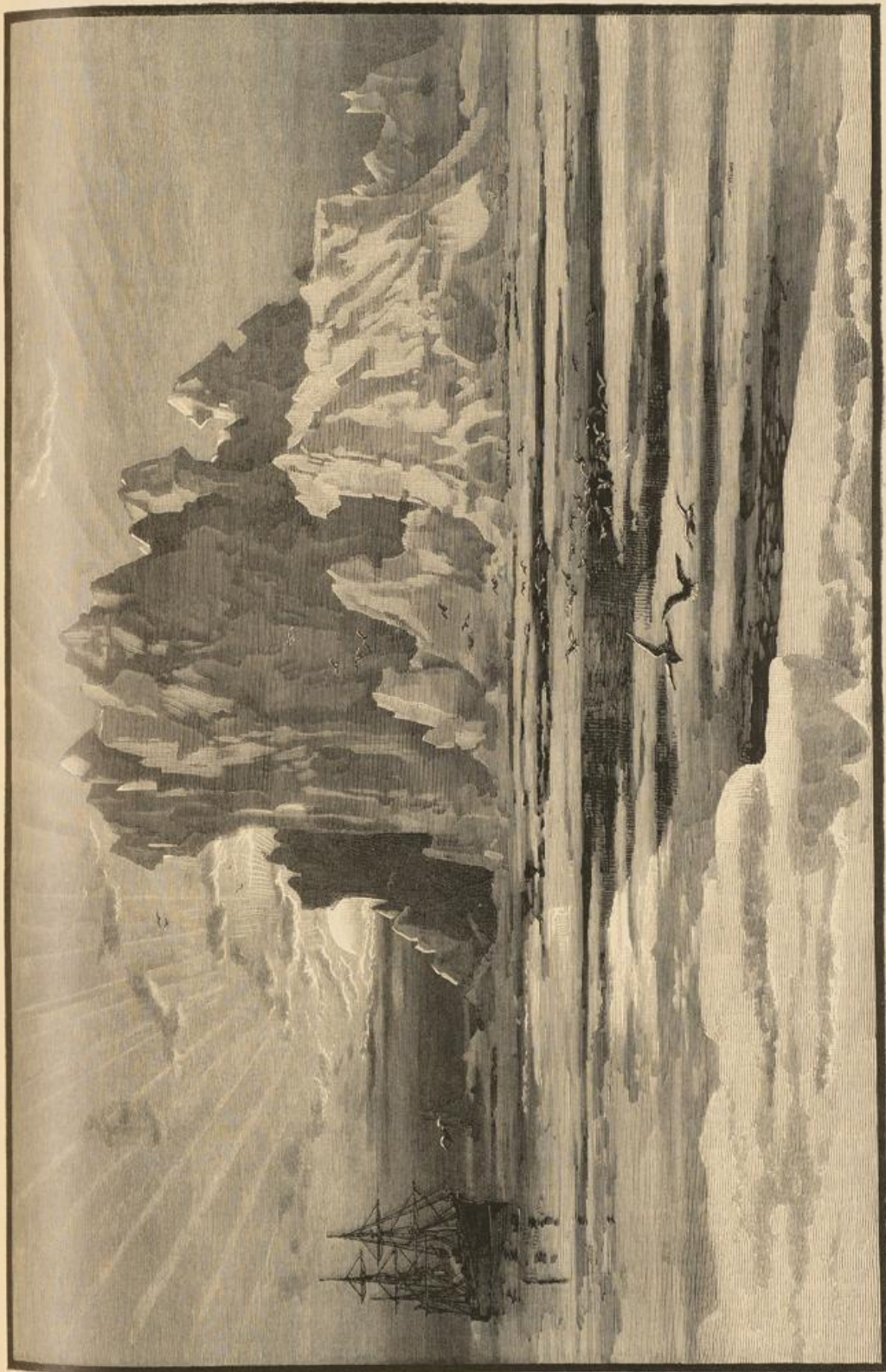


so laub  
dmann h  
mer Gegen  
den Reizen  
das ihm  
und dann  
beßen de  
benämmt  
eingetrogen  
erleicht im  
Häufiger zu  
menslichen  
süchtete in  
e Latenzen  
omindere  
Ein Luf  
der H  
jache sein  
it Doman  
richt. Der  
mit an  
e Streck  
kriegt die  
weite Ent  
Schneezeit  
ne plügend  
wie bei  
Schnee die  
rianna in  
eder Bah  
Fahnen  
enen B  
st muß ja  
olgt.)

schm. De  
Knoten  
auf geht  
er merkt  
und über  
lich, daß  
wohl ge  
stehenden  
Ein rasche  
kann habe  
nten durch

und, wie  
chans für  
ten Kranz  
che gew  
ständlich  
glücklich  
und wieder  
eit fanden  
d Hofmann  
e, indessen

heit vor  
in einer  
und des  
e war es  
en Eiden  
geglaubt  
ene nicht  
ihm und  
e unthätig



Schwimmende Eisberge auf dem Atlantischen Ocean.



Da fiel sein Auge auf Hilben, die er sofort erkannte. Fröhlich lachte das seine auf. Gewiß, das mußte die Braut sein! Wie sollte er ihr Leben, ihr Erglühen und Erblassen, wie die Bewegung, mit der sie ihm, dem Boten ihres Glückes, fast zu Füßen sinken zu wollen schien, anders deuten? Daß sie ihm schon einmal, und zwar in so freundlicher Weise, erschienen war, machte die Sache in dem Knabenkopfe nur wahrscheinlicher, wie vielleicht auch ihr eigenthümlicher Kopfschmerz ihm die Idee eines bräutlichen Puges geben mochte. Und um den letzten Zweifel zu heben, brauchte man nur einen Blick auf den Bräutigam zu werfen, der nicht anders aussah, als trete in ihr überwältigend eine himmlische Erscheinung vor seine Augen.

Und in der nächsten Sekunde war es geschehen! Der Fürstensohn hatte die Rechte Hilbens in die Georg's gefügt und beide mit seiner warmen Kinderhand fest zusammen gedrückt. Aber nur auf einen Augenblick, dann löste ein erschütternder Jubelruf des Mannes, ein Name, durch die Luft; er öffnete die Arme weit und schloß sie fest, fest um die echte, die einzige Geliebte, die mit schluchzendem Aufschreien ihr Antlitz an seiner Schulter barg.

Natürlich war dies Alles viel zu schnell vor sich gegangen, als daß es irgend Jemand hätte verhindern können. Wohl hatte der Landgraf eine hastige Bewegung gemacht, als ob er dazwischen treten wollte, da fühlte er die Hand der Gemahlin auf seinem Arm und las in ihren sprechenden Zügen etwas, was ihn zurück hielt. Sie war mit gespanntem Blick der Scene gefolgt.

„Was sagt Ihr dazu, Herr?“ flüsterte sie jetzt. „Mich dünkt, unser Sohn hat, wie der kleine blinde Liebesgott selber, gleichsam mit verbundenen Augen doch die richtigen Leute zusammengebracht.“

Und unter den Zuschauern mochten nicht wenige ihrer Meinung sein, wenn sie die beiden schönen Menschen ansahen, ein Paar, welches die Mutter Natur selber in seltner königlicher Laune eigens für einander ausgestattet zu haben schien! Wie sie da standen, schamhaft, daß ihr Glück so viele Zeugen hatte, und doch — wenigstens konnte man dies dem jungen Raune in jedem Zuge ansehen — gewillt, dies Glück, sei es ihnen nun gegönnt oder ungegönnt, zu ergreifen und festzuhalten auf Lebenszeit!

Es waren nicht viele Worte, die sie hastig einander zuflüstern konnten im Wirbel dieser wunderbaren Vorgänge.

„Was war das? hast Du es gewußt, Georg?“ flüsterte Hilbe dicht am Halse Georg's. „Nein!“ Er lachte leise auf und sie fühlte jeden Schlag seines Herzens, so fest hielt er sie. „Und ich glaube, es war ganz anders gemeint. Nun aber habe ich Dich und halte Dich, vor aller Welt. Die Hand des Knaben hat das Schicksal selber geführt . . . ihm soll, wird er einst mein Herr, dafür mein letzter Blutstropfen gehören . . .“

Der landgräfliche Herr indessen, der sich mehr durch die harte Wirklichkeit längst bekannter Thatsachen bestimmen zu lassen gewohnt war, als durch die Offenbarungen liebender Blicke und Mienen, sah noch keineswegs zufriedengestellt, vielmehr betroffen und verdrießlich aus. So wendete er sich auch zu dem Bürgermeister, und wenn es geschehen kann, daß der Fürst sich bei dem Unterthanen entschuldigt, so hätte man glauben können, etwas dergleichen gehe zwischen den Beiden jetzt vor.

Die Antwort aber, welche Herr Jakob Tiedemars darauf gab, mußte darnach angethan gewesen sein, den Rißmuth seines wohlgefintten Herrn zu dämpfen. Der Landgraf richtete den Blick, der bei allen anscheinenden Phlegma des Herrn zuweilen eine durchdringende Schärfe annehmen konnte, lange aufmerksam auf die Jungfer Hilbe, und diejenigen, welche sich auf den Ausdruck seiner Mienen verstanden, konnten merken, daß ihm der Gegenstand dieser Betrachtung keineswegs mißbegehrte. Es fielen noch einige kurze Reden zwischen ihm und dem Bürgermeister . . . die Zunächststehenden glaubten von den landgräflichen Lippen etwas wie die Worte fallen zu hören: „Der Junge hat Augen im Kopf, das muß man ihm lassen . . .“ und ferner: „Der Meister Lukas ist ein braver, frommer Mann“ — worauf der Herr Doktor Tiedemars sich zustimmend verneigte. Und darauf betrachtete der Landgraf von neuem unverwandt das junge Paar, welches indessen vorgetreten war und nun vor der Fürstin kniete.

Diese hob sie nicht sofort auf, vielmehr schien ein gewisser gutmüthig spöttischer Zug um ihren Mund deutlich zu sagen: „Kniet Ihr nur immer eine Weile — so viel wenigstens habt Ihr

verdient. Uebrigens war sie, mit einem echt fürstlichen Gesammtgefühl für Verhältnisse und Personen begabt, über das verträumliche Spiel des wunderlichen Vorgangs sowie über die Folgen, welche man demselben am besten geben würde, bereits mit sich im Reinen. Sie wendete sich zurück zu den beiden Männern und zwar zunächst zu dem Bürgermeister.

„Wie Ihr seht, Herr,“ sagte sie heiter, „verlangen für mich Unheil, welches der lose Gott Cupido angerichtet hat, diese Unheil hier unsere Verzeihung, zugleich aber auch, so dünkt mich, einen heilenden Segen. Uns aber steht es nicht zu, das Eine oder das Andere zu gewähren ohne Euern und des Meister Lukas Vandeport's guten Willen. Euch frage ich zuerst: was sagt Ihr?“

Es war so still unter der dichtgedrängten Menge um die Bühne herum, als ob jeder Einzelne den Athem zurückhielte, als der Bürgermeister jetzt sprach. Wie der Mann, der er war, kann sich Doktor Tiedemars in der letzten Viertelstunde mit den Umständen abgefunden, denen er es hingehen lassen mußte, daß dieses eine Mal mächtiger waren als er. Und nun sagte er, mit schuldiger Ehrfurcht gegen die hohe Frau in Ton und Haltung aber mit fester, ringsum vernehmlicher Stimme:

„Ermuthigt durch so viel heute erfahrene fürstliche Guld wage ich nichts Geringeres zu bitten, als daß Eure hochgräfliche Gnade geruhen möge, beim Meister Lukas Vandeport für meinen Sohn um seine Tochter zu werben. Meinem Hause wird es eine Ehre sein, die Jungfrau als Tochter zu empfangen, und — verzeiht mir — nicht nur um Eurer, sondern auch um ihrer selbst willen. Denn ich habe es aus guter Hand, daß sie in Sitte und Wandel ebenso untadelig ist, wie unser aller Augen heute in ihr eine Zuversicht ihres Geschlechts erblicken.“

„Bei Gott, die haben Recht, die Euch einen klugen Rath nennen,“ sagte hierauf die Gräfin Sabine leise, nur dem Bürgermeister zum Gehör. Etwas wie Muthwillen bligte in ihren Augen auf, als sie den Kopf wieder hob. Durch die Menge aber ging es wie ein verhaltenes dumpfes Brausen der Erregung. Als der Landgraf jetzt, rasch vortretend, sagte: „Nun gut, mein Getreuer, so werben wir Deinem Sohne noch heute die Braut und morgen richten wir, wenn Meister Vandeport sie nicht verweigert, den Beiden mit der unsern die Hochzeit an —“ da brachen schon einzelne Jubelrufe des Volkes aus; doch wurden sie wieder gedämpft; noch einmal wollte Alles hören, denn die Gräfin Sabine sprach:

„Wenn mein fürstlicher Herr den Braut- und Hochzeitworte macht, so wird man mir nicht verwehren, Brautmutter zu sein und die Braut auszustatten nach ihrem und meinem Landesbrauch,“ sagte sie. Da aber brach das Beifallsgeheul der Menge herein donnernd und unaufhörlich, wie eine losgedämmte Fluth, und übertönte den Rest ihrer Rede, den heitern Scherz, mit dem sie Hilben, welche sie indessen gütig aufgehoben hatte, darüber tröstete, daß man ihr den Wahltschah nach der Hochzeit bereiten müsse. Verthlung war in der allgemeinen Lust, in dem begeisterten Wohlgefallen am Thun und Behaben der Fürstin, der Gedanke, daß diese hohe Gunst einer Fremden, keinem Stadtkinde, zu Theil werde. Ein Anderes hatte sich Bahn gebrochen und schwellte den Jubelruf aus manch einer derben Kehle, daß er noch lusterschütternder hervorbrach — die Empfindung, wie in der Person des braven Vaters einer solchen Tochter zugleich der arbeitssame Stand, dem er angehörte, ja der ganze Handwerkerstand geehrt werde.

Wieder und wieder trug das brausende Jubelgeheul die Namen des Landgrafen, der Gräfin Sabine und des jungen Fürstensohnes empor, dem übrigens nachträglich ein kleiner Scherz nicht eripart blieb, als er zu begreifen begann, was er eigentlich angeflistete hatte. Doch wußte ihn darüber die Gräfin Sabine aufs Beste zu trösten, indem sie ihm vor aller Augen einen herzlichen Kuß gab. Dabei aber flüsterte sie lustig: „Das ist noch gut abgelaufen, Heinz, besser als Du und ich und Dein Herr Vater verdienten.“

Aber auch der Bürgermeister und endlich selbst Meister Lukas der Weber, wurden durch jubelnde Rufe der erregten Menge geehrt. Die Külvellers waren vergessen, oder man dachte ihrer wohl gar mit geheimer Schadenfreude, denn der Geiz des Alten war nicht geeignet, ihm viele Freunde zu machen. Uebrigens konnte, wie Rosine sich selber zum Troste sagte, von dem vollen Umfang der furchtbaren Enttäuschung, die sie heute erfahren hatte, Niemand etwas wissen. Democh suchte sie später manch ein theilnehmendes



oder weniger Blick, und man sah sie auch noch, etwas erbläßt aber doch mit leidlicher Fassung, unter den Gefährtinnen sich bewegen. Niemand ahnte, auf welche Weise Rosine verhindert hatte, in jenem schrecklichen Augenblicke ohnmächtig zu werden, indem sie nämlich eine Nadel aus ihrem Bus gezogen und sich die Spitze tief in den vollen Arm geböhrt hatte.

Am folgenden Tage wurden Georg und Hilde, nachdem die stürzliche Trauung glänzend vollzogen worden war, vor dem Altare der Schlosskirche zusammen gegeben. Der Landgraf selber führte den Sohne seines Getreuen die Braut zu. Und die Frau Bürgermeistern, obwohl sie vor Schreden schier erkrankt wäre ob dieser so plötzlich über sie hereinbrechenden Hochzeit, soll sich unter

diesen Umständen zufrieden gegeben und sich mit dieser sowie mit der neuen Tochter ausgesöhnt haben.

Doch das ließ sich am Ende erwarten, dagegen wunderten sich manche darüber, wie ruhig Meister Lukas Vanderport sich in all dies unerhörte Glück finde. Man nahm es ihm sogar übel, wenn er mit den so ruhig aus dem alten Gesicht hervorleuchtenden Augen sagte, seines Gleichen habe in diesem Pilgerstande auf Ehre wie auf Schande gefaßt zu sein und dürfe sich weder durch die eine noch auch durch die andere auf seinem Wege groß aufhalten lassen.

Von den beiden damals an ein und demselben Tage in der Schlosskirche geschlossenen Ehen aber hieß es noch lange nachher im Lande, es müsse wohl die eine der andern Glück gebracht haben.

### Blätter und Blüthen.

zur **Annale Naundorff**. Unser Aufsatz (in Nr. 15 der „Gartenlaube“) hat allgemeines Interesse erregt und verschiedene interessante Nachrichten zur Folge gehabt: als die wichtigste erscheint uns die von Otto Friedrichs in Brüssel, welcher uns gleichzeitig sein umfangreiches Werk: „Un Crime politique, étude historique sur Louis XVII.“ (Ein politisches Verbrechen, historische Studie über Ludwig XVII.) [Bruxelles, 1881] zuschickte. Otto Friedrichs ist der begeisterte Anwalt, welchen Naundorff bisher gefunden hat; er ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Naundorff in der That Ludwig XVII. der legitime König von Frankreich war. Sein Werk enthält eine große Menge von Anekdoten, die bisher in solcher Vollständigkeit noch nicht gesammelt, ja theilweise ganz unbekannt waren; die Briefe Naundorffs an seine Schwägerin, die Herzogin von Angoulême, die Briefe der Madame de Maupeou, der früheren Kammerfrau des Dauphin, der Frau Marco de Saint-Hilaire, die aus gerichtlichen Akten entnommenen Zeugnisse von Perronnet, dem früheren Geheimsekretär Ludwigs XVI. und andere. Sehr interessant ist die Mittheilung der Proklamation Charrette's, der die Völkchen befehligte und zu dem der junge König nach seiner Flucht aus dem Temple gebracht worden sein soll. Es war zur Zeit, als die Armee der Völkchen der Bastille niederlegte, gegen Ende 1795, und Charrette spricht in diesem Anekdoten vor allem sein Bedauern darüber aus, daß der unglückliche Sohn des unglücklichen Ludwig XVI. kaum der Wildheit seiner Feinde entziffen, jetzt wieder sein Asyl verlieren und seinen Feindern ausgeliefert werden würde. Aus den Memoiren Napoleon's I. theilt Friedrichs die Stelle mit, in welcher der Kaiser erklärt, er habe die Erzählung Josephine's, daß der Dauphin am Leben sei, für Betrug gehalten, dann aber Untersuchungen anstellen lassen, wobei er seine Bemerkung darüber ausdrückt, daß ein Todenschein nicht existiren und der Satz Ludwigs XVII. wohl vorhanden, aber vollständig leer sei. Friedrichs theilt dann eine große Menge von Stellen aus den Memoiren des Vicomte von Varessefoucauld mit, der als Agent der Herzogin von Angoulême mit Naundorff in Verkehr getreten war, um die Wahrheit zu ergründen, und der fortwährend hin und her schwankte zwischen der sich bisweilen ihm aufdrängenden Ueberzeugung, Naundorff hieße der echte Dauphin sein, und dem Eifer, den regierenden Bourbonen den Vorzug zu sein, indem er ihn verleugnet. Einer vernichtenden Kritik verleiht Friedrichs die Aussagen der sogenannten Zeugen des Temple, Völkchen und Gouin, auf welche auch neuerdings Chantelauze in seinem „Louis XVII.“ den Beweis begründet, daß der Dauphin in der That im Temple gestorben sei; Friedrichs weist die innern Widersprüche dieser Zeugenaussagen nach.

ebenfalls muß man sich fragen, wie es möglich war, daß ein preussischer Uebersetzer auf den kurtosen Gedanken kam, sich für den Sohn Ludwigs XVI. zu halten? Die preussische Regierung hat ihn, als er sich das Bürgerrecht erwerben wollte und als er sich verheiratete, von der Beschuldigung, seinen Taufnamen vorzugeben, der mit seinen andern Vornamen in ihren Händen war, dispensirt; niemals ist ihm eine andere Beweismittel nachgewiesen worden. Alte Diener der königlichen Familie haben ihn in Paris mit voller Ueberzeugung als den legitimen Thronerben anerkannt; während man andere Pseudo-Dauphins vor die Gerichte schleppte und verurtheilte, meigerte man Naundorff die gerichtliche Verurteilung; er wurde verhaftet, des Landes verwiesen, nachdem ein Atentat gegen ihn missglückt war; neue Atentate folgten dem ersten: gewiß, das Alles spricht sehr zu Gunsten seiner Ansprüche. Nicht ohne Beweiskraft ist auch das Titelbild des Friedrichs'schen Werkes, welches das Portrait des jungen Dauphins und dasjenige des 17jährigen Naundorff zugleich enthält: Zug für Zug eine unverkennbare Aehnlichkeit.

Eine andere interessante Zuschrift in dieser Sache war uns der Brief des Appellationsgerichts-Präsidenten an. D. von Rönne. Der berühmte Verfasser des „Preussischen Staatsrechtes“ schreibt uns: „Die Angaben des Herrn Naundorff über seine Abenteuer rühren nicht erst aus einem Memoire des Jahres 1836 her, sondern sind mir, in fast gleicher Art und Weise, schon 1825 in meiner damaligen antiken Stellung zu Protokoll mitgeteilt worden. Als in Paris eine Untersuchung wider den Seitenbenten schwebte, sind die Untersuchungsakten von 1825 auf Requisition der französischen Regierung nach Paris eingeliefert worden und sollen auch hierher remittirt worden sein, jedoch ohne die von mir aufgenommenen Protokolle, welche ein Abhandlung seiner Untersuchungsakten bilden. Mich, der ich im Jahre 1825 als Anwalt bei dem damaligen Land- und Stadtgerichte zu Brandenburg verweilt worden bin, interessirte damals der Naundorff'sche Fall sehr lebhaft und das veranlaßte mich, mir von dem Kollegium des Land- und Stadtgerichts die

Ermächtigung zu erbitten, die Erzählungen Naundorffs amtlich protokolliren zu dürfen, was der die Untersuchung führende Richter weder selbst wollte noch mir gestatten wollte. Ich war ihm nämlich als Kriminalprotokollführer in der Untersuchung gegen Naundorff beizugeordnet. Uebrigens kann ich bestätigen, daß der re. Naundorff ein hässlicher Mann war, welcher ganz den Typus der Bourbonen trug. Er machte einen angenehmen Eindruck, und man konnte in seiner Weise sagen, daß er mit der Freiheit gewöhnlicher Abenteuerer austrat.“

Rudolf von Gottschall.

**Eisberge.** (Mit Illustration S. 349.) Seitdem durch die Touristerei unseres Jahrhunderts das Hochgebirge für die große Masse der Reisenden so zu sagen erschlossen wurde, sind Firnsfelder und Gletscher auch dem Bewohner des Tieflandes geläufige Begriffe geworden. Jedermann hat von ihnen etwas gehört und gelesen, hat auch Abbildungen derselben gesehen und zollt diesen großartigen Bildern der Natur die konventionelle Bewunderung. Wenige jedoch sind dem Forscher in jene hohen Regionen gefolgt und haben eine Ahnung von der großen Wirkung der Gletscher, welche unaufhörlich das Antlitz der Erde verändern; Wenige wissen es, daß auf den höchsten Höhen der Alpen noch heute der Kampf fortwährt, der vor Jahrtausenden begonnen hat und kaum nach Jahrtausenden endet wird.

Der ewige Schnee und die Eisflächen, welche die Spitzen der Berge bedecken, bilden keineswegs eine schützende Hülle der fahlen Bergriesen; im langsamen, aber stetigen Strome fließt das Gletscherwasser zu Thal, zerbröckelt die Felsen und ebnet die Höhenzüge. Die norddeutsche Tiefebene ist reich mit Spuren dieses Kampfes besät, die erratischen Blöcke und die an tiefen Seen aufgehäuften Steinhügel bezeichnen noch heute die Grenzen längst verschwundener Gletscher.

Nirgends tritt jedoch dieses Phänomen so großartig zu Tage, wie in den polaren Gegenden, wo der Winterkönig mit der eisigen Krone seinen Thron aufgeschlagen. Während der Eisstrom der berühmten Mer de Glace oberhalb von Chamounix in den Alpen höchstens 2000 Meter breit und 900 Meter lang ist, erstreckt sich der Humboldt-Gletscher im westlichen Grönland über ein Gebiet von 110 Kilometer Länge und endet am Meeresufer mit einer steilen 100 Meter hohen Eiswand. Aber selbst auf diesen todtten Eisflächen, aus denen nur hier und dort einzelne nackte Felsenspitzen hervorragen, herrscht keine Ruhe, auch hier sucht der Eisstrom das Thal oder die See zu erreichen und gelangt oft an sein Ziel unter furchtbaren Katastrophen, die man die Lawinen der Polargegenden nennen könnte. Beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit brechen die gewaltigen Eiszungen, welche die Gletscher in das Meer entsenden, mit gewaltigen Krachen ab, die Gletscher „kalben“, wie man zu sagen pflegt, und die losgelösten Eisstücke werden zu schwimmenden Inseln, die von der kalten Strömung nach südlicheren Strichen getragen werden.

Hier schmilzt das Eis unter dem Einfluß der Sonne und nimmt jene phantastischen Formen an, die wildzerklüfteten Felsen ähnlich sehen und nach denen die schwimmenden Blöcke „Eisberge“ genannt wurden. Grönland ist die vornehmste Geburtsstätte derselben, und von seinen Küsten ziehen von Ende März bis Anfang Juli die Eisberge in großen Scharen gegen den Süden, längs der nordamerikanischen Küste bis zum 40. Grad nördlicher Breite.

Dem Schiffer, der ihnen auf dem Ocean begegnet, bieten sie keinen willkommenen Anblick, mögen sie noch so märchenhaft dahingleiten auf den Fluthen des Meeres und noch so freundlich glitzern in den Strahlen der untergehenden Sonne, denn wie die symplegadischnen Felsen der Alten, welche die Einfahrt zum Schwarzen Meere bewachten, drohen sie den Menschen mit Verderben. Rettungslos ist das Schiff verloren, das zwischen eine Gruppe von Eisbergen geriet oder den oft Kilometer langen Wall nicht umsegeln kann. Von den Eisbergen zermalmt oder in den Grund geböhrt, das ist das Los vieler Seefahrer, die auf dem Atlantischen Ocean verschollen sind. Um dieser Gefahren zu begegnen, haben neuerdings die seefahrenden Nationen die Einrichtung getroffen, daß alle Beobachtungen, die während der transatlantischen Fahrten über die Zahl und Bewegungen der Eisberge von den Schiffskapitänen angestellt wurden, von New-York nach Europa und von den europäischen Haupthäfen nach New-York telegraphisch berichtet werden. Die abgehenden Kapitäne können auf Grund dieser Nachrichten ihren Kurs ändern und der Gefahr wenigstens zum Theil aus dem Wege gehen.

Die Eisberge führen, wie jedes Gletscherwasser, auch Felsstücke mit sich, die, nachdem das Eis geschmolzen, auf den Meeresgrund sinken. Aus den Tiefen der tropischen See haben die Forscher vor Kurzem solche



